

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Aus vergangenen Tagen

Hollensteiner, Karl Michael Ludwig

Oldenburg, 1882

Stargard-Aldinburg.

[urn:nbn:de:gbv:45:1-249195](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-249195)

ohne zu zählen, Striche in die geweihte Nische; und siehe, als man die Striche zählte, war die Anzahl sämtlicher Striche eine grade! In ausgelassener Fröhlichkeit ergab man sich bis in die tiefe Nacht hinein den Freuden und Genüssen des Opferschmauses.

Als der nächste Morgen anbrach, öffneten sich die Thore der Stadt und auf der hölzernen Brücke erschienen, von ungeheurem Jubelgeschrei aus der Mitte des Feldlagers begrüßt, die 300 Reiter, die zum Tempel gehörten und die heilige Schar des Gottes bildeten. In ihrer Mitte wehten die heiligen Kriegsfahnen, bei deren Anblick sich das gesamte Streitheer auf die Kniee warf. Die heiligen Reiter mit den Fahnen sahen sich bald wie von einem undurchdringlichen Schutzwall von den übrigen Truppen umringt; das Lager ward abgebrochen; nach wenigen Stunden war das Heer aus dem Gesichtskreis der Nachschauenden verschwunden.

Ein paar Wochen später drang durch das ganze christliche Abendland die entsetzliche Trauerkunde: „der Hammaburger Sprengel ist durch die Slaven verheert!“ Dies war im Jahr 913.¹⁾

Stargard - Aldinburg.

1. Prove erhält einen tödlichen Stoß und Stargard einen christlichen Bischof.

Durch die Beseitigung der christlichen Sendboten und die Verwüstung des Hamburger Sprengels glaubte Gott Prove seinen Thron gesichert zu haben. Das Heidentum hatte einen Sieg erfochten über die Lehre

1) Vergl. zum ganzen Kapitel: Mone, Geschichte des nordischen Heidentums. Helmold I, 52. Adam v. Bremen II, 18 u. I, 54.

und Anhänger des Christengottes. Aber der Sieg war ein Pyrrhus'sieg; er kostete den Sieger mehr als den Besiegten. In Kurzem entfaltete Hamburg eine höhere Blüte als zuvor; der freudige Zeugenumut, mit dem die christlichen Sendboten in den Opfertod gegangen, hatte in den Gemütern auch mancher Großen unter den Heiden einen tiefen und nachhaltigen Eindruck hinterlassen; das Christentum ging im Stillen und Verborgenen seinen heilsamen Gang weiter und bemächtigte sich eines innern Lebensgebiets nach dem andern, um — wie es schien — dem Heidentum schließlich nur noch die leere Hülse übrig zu lassen; nach einem Menschenalter mußte Probe neben sich einen christlichen Bischof dulden, sah Sitivrat zur Seite seines Tempels eine christliche Kirche erstehen; die Residenz der wagrisch-obotritischen Fürsten und Könige ward zugleich mit den Zeichen der geistlichen Herrschermacht geschmückt, die hochberühmte Kaufmannsstadt war endlich in den Besitz der Einen köstlichen Perle gekommen.

Lassen wir die alten Chroniken und Geschichtsbücher erzählen, wie diese große und folgenreiche Umänderung sich vollzog.

Bei den Nachfolgern Ansgars und Rimberts auf dem erzbischöflichen Stuhl von Hamburg und Bremen war der Missionseifer ziemlich erkaltet; die Bekehrung des heidnischen Slavenlandes lag ihnen weniger am Herzen, als die Sicherung ihres Stuhls gegen äußere Angriffe. Freilich erforderte diese letztere Aufgabe auch ihre volle Manneskraft. Denn die Beziehungen der benachbarten Sachsen und Dänen glichen Jahrhunderte lang einem wild erregten Meer, auf dem die einzelnen Ruhepausen nur das Atemholen vor dem Losbrechen um so heftigerer Stürme bedeuteten. Bald waren es die Sachsen, die sich zu einem Raub- und Kriegszug gegen die Dänen erhoben, bald wälzten die Dänen ihre beutegierigen Scharen über

die Gefilde des Sachsenlandes. In beiden Fällen aber stürzten die Kriegswogen verheerend über die Gebiete, welche zwischen den beiden Kämpfern lagen. Hamburg-Bremen und das wagriich-wendische Reich wurden stets am härtesten betroffen¹⁾, nur daß die Wager-Wenden nebst den übrigen Slaven nicht selten gemeinsame Sache mit den Dänen machten.

So war's einmal wieder um das Jahr 919 geschehen. Zur selben Zeit, als die Ungarn das Sachsenland und die germanischen Provinzen zu beiden Seiten des Rheins verwüsteten, hatten die Slaven sich mit den Dänen zu einem Raubzug vereinigt, der sich auf das Land dießseits und jenseits der Elbe richtete und ganz Sachsen mit Schrecken und Grausen erfüllte.²⁾ König Heinrich aber, „der schon von Kindesbeinen an Gott fürchtete und in dessen Barmherzigkeit sein ganzes Vertrauen setzte“³⁾, rückte, nach Besiegung der Ungarn, im Jahr 928 mit seiner neugebildeten Volkswehr gegen die wendischen und slavischen Stämme an der Ostsee heran, setzte 929 durch eine Vernichtungsschlacht an der Elbe ihrem Vorrücken einen festen Damm entgegen⁴⁾ und jagte ihnen „eine solche Furcht ein, daß die Überlebenden, deren fast nur einige waren, sowohl dem Könige Zins, als Gott dem Herrn Christen zu werden von selbst gelobten“.⁵⁾

Den Dänenkönig Hardecnuth Wurm (Worm oder Gorm), der in Wirklichkeit „ein sehr blutdürstiger Lindwurm“ war und durch Vertreibung und Ermordung der Priester das Christentum in Dänemark ganz zu zerstören unternommen hatte, überwand König Heinrich im Jahr 934, worauf er, wie Adam von Bremen berichtet, in Schleswig einen Markgrafen einsetzte, oder, wie Dahlmann in seiner Geschichte Dänemarks richtiger

1) Gaspeyres, die Befehrung Nordalbingiens p. 73.

2) Adam v. Bremen a. a. D. I, 57. 3) Ebenda I, 58.

4) Wilh. Baumann a. a. D. p. 78.

5) Adam v. Bremen I, 58.

sagt, an Stelle des gestorbenen Markgrafen einen neuen setzte und die Grenzmark mit sächsischen Kolonisten besiedelte. ¹⁾

Im Jahr 936 bestieg Otto I. den deutschen Kaiserthron, und im gleichen Jahr folgte dem zu Birca in Schweden verstorbenen Erzbischof Unni auf dem erzbischöflichen Stuhl zu Hamburg der hochbegabte Adaldag. ²⁾ Diese beiden Männer waren durch die Bande einer aufrichtigen Freundschaft miteinander verbunden, und reichten sich nun die Hand zur Befehrung des heidnischen Wendenlandes. ³⁾

Adaldag, ein noch junger Mann von erlauchtem Geschlecht, von einnehmendem Äußern und noch einnehmender durch die Biederkeit seines Charakters, ward aus dem Hildesheimer Domkapitel gewählt und war ein Verwandter und Schüler des heiligen Adalward, Bischofs von Verden, der zur Zeit Unnis (vielmehr, wie wir schon gehört haben, etwas früher; denn Adalward war schon 933 gestorben) den Völkern der Slaven das Evangelium gepredigt haben soll, und von dem ohne Zweifel Adaldag die erste und nachhaltige Anregung zur Befehrung der Wenden empfing. Adaldag „glühte mit ganz von Sehnsucht erfülltem Gemüt vor Verlangen, den Heiden das Evangelium zu bringen“, und war zugleich von dem Eifer beseelt, seinem Erzbischof die bis dahin noch fehlenden Suffraganbistümer zu verschaffen, deren ein richtiges Patriarchat 12 besitzen sollte. Seinem Doppelstreben kamen die Zeitumstände, sowie die Gunst des Kaisers aufs glücklichste entgegen. ⁴⁾

Als die Dänen den Markgrafen zu Schleswig, sowie die Gesandten Ottos erschlagen und die ganze An-

1) Adam v. Bremen I, 57. 59. 2) Ebenda II, 1.

3) Hiernach ist die Bemerkung Laspeyres' p. 75 zu berichtigen, daß man König Otto für den Befehrer des Wendenlandes erklären könne.

4) Adam von Bremen II, 1. 2.

siedlung der Sachsen von Grund aus zerstört hatten, zog Otto gegen sie zu Felde, trieb sie bis zu dem, angeblich nach ihm benannten, Ottinsund zurück, unterwarf den König Harold bei Schleswig, zwang ihn und seine Gemahlin Gunhilde zur Annahme des Christentums, wobei er des Königs Sohn Sueinotto aus der Taufe hob, teilte Jütland in drei Bistümer und ordnete diese im Jahr 948 als erste Suffraganbistümer dem Erzbistum Hamburg unter.¹⁾

„Zur selben Zeit soll auch mit gewaltiger Kraft König Otto alle Slavenvölker seiner Herrschaft unterworfen haben. Sie, die sein Vater in einer großen Schlacht überwunden hatte, bezwang er in der Folge mit so großer Tapferkeit, daß sie, um Leben und Vaterland zu retten, gern dem Sieger Zins und Bekehrung zum Christentum anboten, worauf denn auch das ganze Heidenvolk getauft ward. Damals wurden zuerst Kirchen in ganz Slavenland erbaut.“²⁾

So berichtet Adam von Bremen. Und Helmold fährt nun fort:³⁾

„Nachdem also, wie gesagt, das ganze Land der Slaven bezwungen und überwältigt war, wurde auch die Stadt Albinburg zur christlichen Religion bekehrt, und die Zahl der Gläubigen daselbst sehr groß. Dieser Stadt hatte der treffliche Kaiser den ehrwürdigen Marco zum Bischof gegeben und ihm das ganze Land der Obotriten bis an den Peenefluß und die Stadt Dimine⁴⁾ untergeordnet. Außerdem hatte er auch die weltbekannte Stadt Schleswig ihm zur Fürsorge anvertraut. Damals war nämlich Schleswig samt der anliegenden Landschaft, welche sich nämlich vom Elhasee bis zum Egdorafluß (Schlei bis Eider) ausdehnt, dem römischen Reich unterthan. Das Land war geräumig und fruchtbar, lag jedoch meistens wüst, weil es, zwischen dem

1) Adam v. Bremen II, 3. 2) Ebenda II, 5.

3) Helmold a. a. O. I, 12. 4) Demmin in Pommern.

Ocean und dem baltischen Meer gelegen, durch häufige feindliche Einfälle litt. Als aber durch Gottes Barmherzigkeit und des großen Otto Tapferkeit ein sicherer Friede überall herrschte, da begannen die Einöden des wagrischen und slavischen Landes bewohnt zu werden, und bald blieb kein Winkel übrig, der nicht mit Städten und Dörfern und meistens auch mit Klöstern geschmückt war“

„Zuerst stand, wie gesagt, Marco dieser jungen Pflanzung als Bischof vor; er bekehrte die Völker der Wagiren und Obotriten mit dem Wasser der heiligen Taufe. Nach seinem Tode ward Schleswig mit einem besondern Bischof beehrt. Den Aldinburger Stuhl aber erhielt Edward, welcher viele Slaven dem Herrn gewann. Er ward ordiniert vom h. Adalbag, Erzbischof von Hamburg.“

Wenn wir diese beiden Berichte aus den Chroniken des Scholastikus zu Bremen und des Pfarrers zu Bosau, von denen die erste im 11., die zweite im 12. Jahrhundert geschrieben ist, so nebeneinander betrachten, wie wir sie eben nebeneinander gestellt haben, so müssen wir den Schluß machen: Das Bistum Aldinburg ist also zu der Zeit gestiftet, da Otto der Große, nach der Unterwerfung des Dänenkönigs Harold und nach der Einteilung Jütlands in drei Bistümer, die Wenden bezwungen, zur Taufe genötigt und in ihrem Lande die ersten Kirchen erbaut hat. Und der erste Bischof Aldinburgs ist der ehrwürdige Marco gewesen.

Nun schreibt aber Adam von Bremen II, 13: „Um diese Zeit erbaute Otto der Große, nachdem er die Stämme der Slaven unterjocht und sie dem christlichen Glauben zugeführt hatte, die angesehene Stadt Magdeburg an den Ufern des Elbflusses, und ließ, indem er dieselbe den Slaven zur Mutterkirche bestellte, den Adalbert . . . zum Erzbischof daselbst weihen . . . Seine Einführung fand statt im 35. Jahr des Kaisers“ d. i. also im Jahr 971.

14. „Dem Magdeburger Erzbistum ist unterthan ganz Slavenland bis an den Peenefluß. Suffraganbistümer gehören dazu fünf (nämlich Merseburg, Zeitz, Meißen, Brandenburg und Havelberg). Das sechste Bistum des Slavenlandes ist Aldinburg. Dies ordnete, weil es uns näher gelegen ist, der Kaiser dem Hamburger Erzbistum unter, und als ersten Bischof daselbst ordinierte unser Erzbischof den Eyraccus oder Eward, den wir auf lateinisch Evagrius nennen.“

Mit dieser Angabe Adams scheint Helmolds Bericht in Widerspruch zu stehen. Denn während es nach Adams Angabe den Anschein gewinnt, als ob der erste Bischof Aldinburgs Eward gewesen und die Gründung des Aldinburger Bistums ums Jahr 971 anzusetzen sei, setzt Helmold die Aufrichtung des Bischofstuhls zu Aldinburg in die Zeit kurz nach 948 und bezeichnet den Marco als ersten Inhaber dieses bischöflichen Stuhls. Die neueren Geschichtsforscher haben sich zumteil weder um die Angabe Adams, noch um diejenige Helmolds gekümmert, zumteil sich durch den scheinbaren Widerspruch zwischen beiden in Verwirrung bringen lassen. Hören wir beide Teile und suchen wir in dieser für uns wichtigen Frage ein eignes Urteil zu gewinnen!

Laspeyres, „die Befehrung Nordalbingiens“, schreibt S. 80: „Urkunden, weltliche oder geistliche, welche unmittelbar die Bistumsgründung in Aldinburg betreffen, haben sich nicht bis auf die Jetztzeit erhalten.“ S. 88: „Aldinburgs Erhebung zu festem Bischofssitz dürfte zweifellos eine missionarische Tendenz gehabt haben. Man wollte von einem näher als Hamburg gelegenen und den zu befehrenden Landen selbst angehörigen Ort aus das Missionswerk fördern, und es zugleich einer eingreifenderen, durch die höchste geistliche Würde ausgezeichneten Oberleitung unterordnen, welche, in dem Maß, als sich durch Gründung von Gemeinden nach

und nach auch das Kirchenwesen vollständiger und fester entwickeln würde, alsbald mit geordneter Regiminalgewalt bekleidet wäre.“ S. 92: „Das Gründungsjahr des Bistums ist von den Einen unter den Neueren ins 5. Jahrzehnt zurückgesetzt, von den Andern ins Jahr 968. Es dürfte um 940, also um die Zeit zu setzen sein, wo Otto der Große durch das dem berühmten Gero anvertraute Markengherzogtum an der Mittelelbe die Verhältnisse der Grenzen gegen Slavien neu und fest ordnete, ein Ereignis, welches dem Erzbischof Abaldag ganz füglich Anlaß geben konnte“ zu dieser Stiftung.

Allein diese Aufstellung ist eine pure Vermutung und durch kein einziges geschichtliches Zeugnis zu begründen; es ist vielmehr geschichtlich so gut wie erwiesen, daß die Macht des Markgrafen Gero sich niemals bis auf Stargard erstreckt hat.

Dehio, Geschichte des Erzbistums Hamburg-Bremen, schreibt S. 124: „Die jahrelange Kriegsarbeit der Grafen Gero und Hermann (Billung) hatte allmählich reine Bahn gemacht: bis an die Ostsee und die Oder dehnten sich die deutschen Marken, setzten sich deutsche Vasallen in die durch den Fall der einheimischen Häuptlinge herrenlos gewordenen Güter, bauten Zwingburgen, erhoben Zins und Zehnten, hielten mit eisernem Griff die stöhnenden, rachebrütenden Wenden unter dem Joch. Damals erhielt der Name, mit dem das verhaßte und verachtete Volk sich nannte (Slaven), in unsrer Sprache die Bedeutung, die er noch heute hat: Sklaven (im Plattdeutschen: Slaven). Eine gewisse Stille war eingetreten, auf der Oberfläche wenigstens, und es wurde Zeit, dem durchwühlten Boden die Aussaat zu vertrauen, die allein rechtfertigen konnte, daß man ihn so mit Strömen Bluts gedüngt hatte: die Aussaat der im Christentum dargestellten reineren, höheren Menschlichkeit.“

„Das Jahr 948 ist eins der denkwürdigsten in

der Missionsgeschichte. Die streitende Kirche schickte sich an, einen im größten Styl entworfenen Eroberungsplan wirklich zu machen. Die drei dänischen Episcopate (Bistümer), die ersten festen Außenwerke, welche zwischen die nordischen Nationen hineinzuschieben gelang, bildeten nur den einen Flügel; ihm korrespondierend (entsprechend) sollten drei weitere Bischofstühle aufgerichtet werden im Wendenlande. Brandenburg und Havelberg sollten zur Mainzer Kirchenprovinz kommen, Albinburg zur Hamburgischen."

Und in den kritischen Ausführungen fügt Dehio unter XII bei: „Die Stiftungsurkunde für Brandenburg, noch im Original vorhanden, datiert vom 1. Oktober 948; die Havelberger ist nur in einer spätern Abschrift vorhanden, durch Schuld des Abschreibers auf ein früheres Datum verlegt, aber ohne Zweifel gleichzeitig mit der Brandenburger ausgefertigt; für Albinburg giebt es bis ins 12. Jahrhundert keine Urkunden; aber seine Zugehörigkeit zu dem Plan der wendischen Bistümer läßt es nicht anders denkbar erscheinen, als daß es ebenfalls unterm 1. Oktober 948 gestiftet worden."

„Was Helmold über die Anfänge Albinburgs redet, ist von Lappenberg in Herz' Archiv IX, 387 f. und von Wigger: Mecklenb. Annalen 133/4 als völlig irrtümlich zur Genüge nachgewiesen (Anmerkung: Die Angaben Helmolds, daß Albinburg erst zu Magdeburg gehört und den Schleswiger Sprengel mit umfaßt habe, der erste Bischof Marco geheißen habe, — alles handgreifliche Erfindungen, aus Antipathie gegen das Erzbistum Bremen entstanden). Letztere beiden, nämlich Lappenberg und Wigger, auf Adam von Bremen II, 13 gestützt, vertreten die Coincidenz (Gleichzeitigkeit) der Stiftung Albinburgs mit derjenigen des Magdeburger Erzbistums 968. Vielmehr ist Adam II, 5 heranzuziehen, wo von den im Jahr 948 gegründeten dänischen Bistümern die Rede ist. — Caspeyres'

Versuch ist ganz verfehlt; nicht minder die Ansetzung von Jensen-Michelsen auf 952.“

Dehio hat ohne Zweifel gegen Lappenberg und Wigger darin Recht, daß Aldinburg nicht gleichzeitig mit Magdeburg gestiftet worden ist; denn davon redet Adam von Bremen II, 13. 14, recht verstanden, durchaus nicht. Allein, wenn Lappenberg und Wigger hier den alten Scholastikus falsch verstanden haben, so fällt auch aller Grund für die von jenen beiden aufgestellte und von Dehio angenommene Beschuldigung weg, Helmolds Angaben über die Anfänge Aldinburgs seien Erfindungen; denn wenn man es als geschichtlich sicher und erwiesen ansah, daß Aldinburg erst 968 gestiftet worden, so mußte man natürlich jede andere Angabe, die diese Stiftung auf eine frühere Zeit ansetzt, samt allem, was mit dieser Angabe zusammenhängt, als Erfindung bezeichnen; ist aber aus Adam von Bremen geschichtlich nicht zu erweisen, daß Aldinburg erst 968 gestiftet worden, so wird auch jede aus dieser Annahme gezogene Veranlassung hinfällig, den Helmold einer Art von Geschichtsfälschung zu beschuldigen. Und was Dehio zur Begründung dieser Beschuldigung anführt, Helmold habe seine Erfindungen aus Abneigung gegen das Erzbistum Bremen gemacht, ist doch in der That gar zu löcherig und fadenscheinig. Was ist das für eine Abneigung, wenn ich sage, ein Bistum sei nicht sofort bei seiner Stiftung, sondern erst etwa 20 Jahre später einem bestimmten Erzbistum untergeordnet worden? Und etwas anderes sagt doch Helmold nicht, wenn er I, 11 schreibt: „Dieses Bistum,“ nämlich Aldinburg, „hatte Kaiser Otto zuerst, wie die übrigen, dem Magdeburger unterordnen lassen; indeß erlangte es späterhin der Bischof Alddag von Hamburg zurück aus dem Grund, weil die Grenzen seines Sprengels durch alte Gnadenbriefe der Kaiser so bestimmt wären.“ Dehios Aufstellungen leiden aber auch an einem innern Widerspruch. Zuerst behauptet

er, Aldinburgs Stiftung habe zu dem Plan der wendischen Bistümer gehört; und dann, für Aldinburgs Stiftung sei Adam II, 5 heranzuziehen, wo von den im Jahr 948 gegründeten dänischen Bistümern die Rede ist. Und endlich hat Dehio durch nichts erwiesen, daß infolge der jahrelangen Kriegsarbeit der Grafen Gero und Hermann auch in Stargard schon der Boden für die Gründung eines Bistums bereitet worden sei; vielmehr wird es hier bei der Angabe Adams und Helmolds bleiben müssen, daß das Bistum in Aldinburg erst gestiftet worden, nachdem Kaiser Otto selbst durch Niederwerfung sämtlicher Wendenstämme auch die Wagrier für Annahme des Christenglaubens zugänglich gemacht hatte; und dies geschah erst, nachdem die dänischen Bistümer gegründet worden, also erst nach dem Jahr 948.

In Wahrheit sind wir also doch einzig auf die Berichte Adams und Helmolds angewiesen, und es fragt sich, ob zwischen ihnen wirklich ein Widerspruch besteht. Uns dünkt, durchaus keiner. Was berichtet denn Adam? Nach der Errichtung der dänischen Bistümer im Jahr 948 habe Kaiser Otto die sämtlichen Slavenvölker seiner Herrschaft unterworfen, und damals seien zuerst Kirchen in ganz Slavenland erbaut. Dann habe Otto im Jahr 971 das Erzbistum Magdeburg gegründet, und diesem Erzbistum fünf wendische Bistümer untergeordnet; ein sechstes Bistum, nämlich das Bistum Aldinburg, das vermöge seines Charakters als wendisches Bistum von Rechts wegen ebenfalls dem Erzbistum Magdeburg zugehörte, habe er wegen seiner Lage dem Erzbistum Hamburg untergeordnet, und hier habe Adaldag als ersten Bischof den Egward ordiniert. Nun ja, diese letztere Bemerkung kann ohne Zweifel bedeuten, daß Egward überhaupt der erste Bischof Aldinburgs gewesen sei; aber sie kann auch ebensowohl bedeuten, daß der erste Bischof, der von Adaldag, also von Hamburg

aus, in Albinburg ordiniert worden, Edward gewesen sei. Welche Bedeutung ist die richtige? Wenn Adam irgend eine Nötigung hatte, zu berichten, wie und durch wen der Bischofsitz in Albinburg besetzt worden, bevor Albinburg unter Hamburg kam, und wenn uns kein anderer Schriftsteller berichtet, daß Albinburg in der That schon einen andern Bischof gehabt, ehe es mit einem solchen von Hamburg aus besetzt worden, so werden wir geneigt sein, die erste Deutung als die richtige anzunehmen. Wenn wir aber bei Adam keine solche zwingende Notwendigkeit finden können, und wenn uns dagegen ein anderer Zeuge erzählt, bevor der erste Hamburger Bischof nach Albinburg gekommen, habe schon ein von anderer Seite ernannter den Bischofsitz daselbst innegehabt, so werden wir uns der zweiten Deutung zuwenden müssen. Nun, Adam schrieb eine Hamburger Kirchengeschichte, und wenn nichts ihn nötigte, kurz nach dem Jahr 948 anzugeben, unter welche kirchliche Obergewalt die damals erbauten Kirchen des Slavenlandes gestellt worden seien, so war er auch durch nichts gezwungen, um das Jahr 971 anzugeben, unter welcher kirchlichen Obergewalt die genannten slavischen Kirchen bis dahin gestanden hätten. Was aber erzählt uns Helmold, der Mann, der sonst dem Adam in seinen Erzählungen sozusagen auf Schritt und Tritt folgt? Hier macht er eine Ausnahme und schaltet zwischen Adam II, 5 und II, 13 den Bericht ein, als ersten Bischof in Albinburg habe Kaiser Otto selbst, nicht irgend ein Erzbischof, den ehrwürdigen Marco eingesetzt; und ehe Albinburg zur Hamburger Kirchenprovinz geschlagen worden, sei es dem Erzbistum Magdeburg zugeordnet gewesen. Was ist daran Unglaubhaftes? Gewiß, Magdeburg ist erst 968 gegründet und erst 971 mit einem wirklichen Erzbischof besetzt worden. Aber konnte es nicht schon vorher im Plan des Kaisers liegen, Albinburg dem künftig zu gründenden Magde-

Aus vergangenen Tagen.



burger Sprengel einzugliedern, damit es in Verbindung mit den übrigen fünf wendischen Bistümern bleibe, die ja auch schon früher gestiftet waren und erst später unter die Oberhoheit Magdeburgs gestellt wurden? Und wäre Helmolds Bericht anzufechten, wenn diese Einrichtung für Aldinburg auch wirklich nur geplant, niemals ausgeführt worden wäre? Ist aber, wie die neueren Gelehrten annehmen, Magdeburg 968 gestiftet, so hat Aldinburg nicht bloß nach einem niemals ausgeführten Plan, sondern auch thatsächlich zu Magdeburg gehört in der Zeit von 968 bis 971, und erst die von Hamburg eingeleiteten Verhandlungen haben im Lauf dieser drei Jahre dahin geführt, daß Aldinburg zu der Zeit, wo der erste Erzbischof in Magdeburg eingeführt wurde, dem Hamburger Sprengel zugeteilt ward. Dies aber zu berichten, brauchte Helmold wahrlich nicht durch irgend eine Antipathie gegen Hamburg-Bremen angestachelt zu werden; es fiel, wenn er irgendwo diese Überlieferung vorfand, durchaus in seine Aufgabe, sie mitzuteilen; denn er wollte keine hamburgische, sondern eine slavisch-wagrische Chronik schreiben, und in einer slavisch-wagrischen Chronik war das unerläßlich, was in einer hamburgischen wenigstens entbehrlich war.

Wir halten also trotz allem Widerspruch gelehrter Männer daran fest, daß Helmolds Bericht auf Wahrheit beruht. Marco ist der erste Bischof Aldinburgs gewesen; und dieser erste Bischof ist von Kaiser Otto kurz nach der Unterwerfung der slavischen Stämme, also kurz nach 948, eingesetzt worden. Dies bestätigt auch der sehr interessante Codex membranaceus (Pergamentband) auf der Königl. Bibliothek zu Kopenhagen, der auf dem Rücken die Aufschrift trägt: „— [Der erste Buchstabe fehlt] ationale Benedicti Chronicon Dioecesis Lubecensis“ d. i. N. Chronik des Bistums Lübeck von Benedict, und inwendig die Überschrift: „liber Sancti Johannis

evangelistae in Cysmer“ d. i. Buch des h. Johannes des Evangelisten in Cismar. Hier wird als erster Bischof in Oldenburg Marco aufgeführt. Und ebenso nennt Johann Petersen in seiner Chronik als ersten Oldenburger Bischof den Marco. Desgleichen bezeichnet Kirchmann in seinen Collectanea Chronologica (auf der Kopenhagener Bibliothek) den Bicelin als elften und den Gerold als zwölften Bischof zu Oldenburg, was er nur thun konnte, wenn er den Edward als zweiten zählte und also den Marco als ersten kannte. Über das Jahr aber, in welchem Marco zum Bischof in Oldenburg ernannt ward, berichtet uns Johann Petersen in seiner Chronik, es sei das Jahr 952 gewesen, und Marco habe 19 Jahre, also bis 971, als Bischof gewirkt, — eine Angabe, die mit unsrer obigen Aufstellung genau zusammentrifft. Ebenso schreibt Frankenberg in seiner Schaubühne S. 216: „Dieses Bistum (Lübeck) wurde erstmals zu Oldenburg in Bagrien von Kaiser Otto I. Anno Christi 952 gestiftet.“ Und derselben Ansicht folgen Jensen-Michelsen, wenn sie schreiben S. 131: „Als 952 Otto nach Bezwingung der Wenden das Bistum Oldenburg errichtete und seinen Kanzler Marco als ersten Bischof dahin setzte, untergab er ihm auch die Schleswiger Mark, — ja Schleswig selbst.“¹⁾ Und S. 140 fügen sie hinzu: „Der zum Bischofsitz ausersehene Ort aber, von den Slaven Stargard . . genannt, war eine in jenen Zeiten wichtige, eine damals noch mit doppeltem Hafen versehene und dadurch blühende Handelsstadt und der Sitz der slavischen Fürsten oder Könige, die weithin durch das Land der Dbotriten und Rissiner (Mecklenburg und Vorpommern) herrschten.“²⁾

1) Auch Johann Rud. Becker, umständl. Gesch. der Stadt Lübeck I, 15 nimmt das Jahr 952 an.

2) Es entspricht dem Charakter meiner Chronikbilder nicht, hier näher auf das einzugehen, was C. Schirren in



2. Die Grenzen und Einkünfte des Bistums Aldinburg.

Es war ein stattlicher Bischofsitz, zu dem der „Kanzler“ Marco durch die Gunst seines kaiserlichen Herrn erhoben war. Von der Peene bis zur Eider reichte der Aldinburger Krummstab. Ihm war das ganze slavische Gebiet zwischen Ostsee, Peene, Elde, Elbe und Bille, dazu die sächsische Mark an der Bille und Schwentine und endlich, wie Helmold berichtet, auch die dänische Mark zwischen Eider und Schlei untergeben. Die Wagrier, auf der Halbinsel zwischen der Kieler Bucht und der Travemündung, die Polaben im jetzigen Lauenburg an der Elbe und Delvenau, die Obotriten oder Rereger an der Ostseeküste bis zur Warnow, die Rycinen bis zur Peene, und in ihrem Rücken gegen die Elde und den Müritzsee die Warnaben und Circipanen sollten von Aldinburg aus dem Christentum gewonnen werden; die christlichen Sachsen und Dänen in den beiden Marken sollten kirchliche Stütze, Pflege und Schutz in dem neugegründeten Bistum finden. Diese letzteren bildeten

seinen Beiträgen zur Kritik älterer holsteinischer Geschichtsquellen über Helmolds Geschichtschreibung sagt. Er bezeichnet den alten Slavenchronisten als einen Legendenschreiber, Fabeldichter und bewußten Fälscher. Seine Ausführungen, die doch in Wahrheit nichts anderes sind, als mehr oder weniger scharfsinnige und nicht selten böswillige Vermutungen (Hypothesen), haben mich in keinem Punkte überzeugt. Schirren wendet auf Helmolds Slavenchronik dieselben Kunstgriffe an, die von Strauß und seinen Nachfolgern auf die Evangelien angewandt worden sind; und man kann nur sagen: mit solchen Regeln und Mitteln der Kritik, wie Schirren sie anwendet, wäre es ein Leichtes, sogar die Lebensbeschreibung eines Bismarck als Legende zu erweisen und jede geschichtliche Größe ins Bereich der Sage und Mythe zu versetzen. Man kann in Helmold ohne Zweifel eine Menge von Unrichtigkeiten nachweisen; aber wer ihn um deswillen zum bewußten Fälscher zu machen versucht, beweist zu viel, und wer zu viel beweist, beweist nichts.

die eigentliche Herde des christlichen Hirten in Aldinburg; für die übrigen war er fürs erste, auch wenn durch Kaiser Otto tausende und abertausende von heidnischen Slaven zur Taufe getrieben waren, nur Missionsbischof; und es ist ohne weiteres als selbstverständlich anzusehen, daß in den ersten Jahren oder Jahrzehnten die Bekehrung der Wenden nur äußerst langsame Fortschritte machte, wenn auch der Volks- und Religionshaß der Wenden gegen die christlichen Sachsen in diesen ersten Zeiten noch nicht zu einer so unheilvollen und verzehrenden Blut entfacht war, wie wir's später finden werden. Jedenfalls hatte Marco für seine oberhirtliche Thätigkeit ein Ländergebiet, um das ihn mancher König beneiden konnte; er thronte in Aldinburg als ein König im Reich des Geistes neben Selibur, in dem das Slavenland sein weltliches Haupt verehrte; und zur Seite seines bischöflichen Palastes erhob sich an der Stelle des gestürzten Gözenbildes des Sitivrat die erste christliche Kirche, die dem hl. Johannes dem Täufer geweiht ward und als Haupt- und Mutterkirche für sämtliche, im Slavenlande zu erbauende Kirchen galt.

Daß dem neuen Bistum auch seiner Größe und Bedeutung entsprechende Einkünfte durch Kaiser Otto zugesichert waren, bedarf keines Beweises; es versteht sich bei der, auf Kosten von Heiden niemals fargen Freigebigkeit der damaligen Kaiser von selbst. Urkundliche Belege oder unmittelbare Chronikenberichte über die Höhe dieser kaiserlichen Stiftung liegen uns nicht vor; wir wissen davon nur durch die Nachrichten, welche Helmold aus der Überlieferung aufbewahrt hat. Diese Nachrichten Helmolds aber zu bezweifeln, zu verdächtigen oder als fromme Wünsche der Bischöfe Heinrichs des Löwen¹⁾ darzustellen, haben wir so lange keinen Grund, als wir nicht imstande

1) So thut Dehio a. a. D. Krit. Aufj. XVII.

sind, an die Stelle der Helmold'schen Berichte etwas Zuverlässigeres zu setzen. Außerdem bezeichnet Helmold selbst seine Angaben als „geschichtliche Überlieferung von altersher“, und wir sind nicht berechtigt zu der Unterstellung, als ob er lügnerischer Weise Forderungen, welche erst zu seiner Zeit entstanden waren, in alte Überlieferungen umgestempelt habe. Bei der oft geradezu unglaublichen Zähigkeit und Langlebigkeit aber, welche den Überlieferungen früherer Jahrhunderte eigen zu sein pflegt, dürfen wir auch die Helmold'schen Angaben mit dem guten Glauben aufnehmen, daß sie im wesentlichen das enthalten, was einst wirklich Gesetz war.

Darnach nun hatte der Bischof von Aldinburg außer seinen Besitzungen in Wagrien, deren Größe nicht angegeben wird, zwei bedeutende Herrnhöfe, auf denen er sich oft aufhielt, einen in einem Dorf, Namens Buzu (Bosau am Plöner See), und einen andern an dem Fluß Trabena (Trave) an einem Ort, Namens Mezenna (Gnißau). Ferner gehörten zum Aldinburger Bistum die Güter Derithsewie (Dafau), Morize (Mürike) und Cuzin (Cuzin) mit Zubehör, und endlich eine Anzahl Dörfer im Obotritenlande. An Stelle des Zehnten bezog der Bischof vom ganzen Lande der Wagrier und Obotriten einen jährlichen Zins, bestehend aus einem Maß Korn für jeden Pflug, aus 40 Bündeln Flachs und 12 Pfennigen reinen Silbers. Dazu einen Pfennig für den, der das Geld einsammelte. „Ein slavischer Pflug Landes aber“, fügt Helmold erklärend hinzu, „ist so viel wie ein Paar Ochsen oder ein Pferd“ d. i. unter einem „Pflug Landes“ versteht man so viel Ackerland, als man mit einem Paar Ochsen oder mit einem Pferd das Jahr hindurch bearbeiten konnte.¹⁾

Dies waren nach Helmold's Angaben die Besitzungen

1) Helmold I, 12. 14. 18.

und Einkünfte des Bistums Minden. Was sie nach unserm heutigen Geld- und Güterwert etwa zu bedeuten haben würden, ist schwer zu ermitteln. Ich will versuchen, unsere jetzigen Begriffe den damaligen Zeiten und Verhältnissen wenigstens etwas näher zu bringen.

Zur Zeit, als Graf Adolf II. Wagrien mit germanischen Anbauern besiedelte¹⁾, wurde das Land in Dreifelderwirtschaft, in Sommerfaat, Winterfaat und Brache, bearbeitet. Eine Koppel von 12 Scheffeln Landes wurde mit 6 Scheffeln Weizen oder Roggen, beziehungsweise mit 7 Scheffeln Gerste oder 10 Scheffeln Hafer besät; und zur Beackerung des zu einer Hufe von 4 Vierteln gehörigen Ackerlands genügte ein einziger Pflug. Diese Art von Landbau bestand in Wagrien noch 400 Jahre nach Adolf II. unverändert fort²⁾; und man möchte aus dieser starren Unveränderlichkeit den Schluß ziehen, daß auch schon Jahrhunderte lang vor Adolf II. der Landbau ganz in derselben Weise betrieben worden sein müsse. Wenigstens stimmt die Angabe Helmolds, wenn sie für das 10. Jahrhundert zuverlässig ist, genau damit überein.

Wie groß aber war damals eine Hufe oder ein Pflug Landes? Die Hufe bestand, wie schon gesagt, aus vier „Vierteln“ oder „mansı“. Und wie groß ein mansus war, das läßt sich aus einigen alten Urkunden noch berechnen. Im Jahr 1286 verkauften die Grafen von Holstein dem Lüb'schen Domkapitel die beiden Dörfer Tschelwitz und Tschendorf, wobei letzteres zu 12, ersteres zu 10 mansı angegeben wird. Ebenso hatten die Grafen Gerhard und Johann von Holstein im Jahr 1272 der Kirche zu Lübeck einen Teil des Dorfes Kellin, das zu 4½ mansı angegeben wird, verkauft. Der jetzige Flächeninhalt

1) Um das Jahr 1150.

2) Dr. G. W. Dittmer, das Hufen-Areal und die Hufen-Häuer u. s. w.

dieser Dörfer ist resp. 335, 365 und 150 Tonnen (1 Tonne = ca. $\frac{1}{2}$ Hektar). Rechnet man davon die früher nicht mitgerechneten Sümpfe ab mit je 20, 20 und 10 Tonnen, so bleiben auf 1 mansus resp. $31\frac{1}{2}$, $28\frac{3}{4}$ und $31\frac{2}{9}$ Tonnen.¹⁾ Der mansus oder die Viertelhufe betrug also ungefähr 30 Tonnen; demnach die volle Hufe etwa 120 Tonnen.

Von einer solchen Hufe nun, die bei der damaligen mangelhaften Saatbestellung mit Einem Joch Ochsen oder Einem Pferd bearbeitet werden konnte, hatte der Besitzer an den Bischof zu Aldinburg einen Jahreszins von 1 Maß Korn, 40 Rispen Flachs und 12 Silberpfennigen abzugeben. Das scheint, wenn man sich nur durch den Klang der Worte leiten läßt, eine geringe Verpflichtung zu sein. Allein der Klang täuscht hier unser Ohr ganz gewaltig. Nach dem Capitulare von 797 war ein sächsischer Solidus oder Schilling an Wert einem jährigen Rind gleich, oder gleich 15—20 Scheffel Roggen, gleich 30—40 Scheffel Hafer.²⁾ Und im Jahr 1325 betrug zu Hamburg eine Mark Pfennige an Gewicht 40 Solidos oder 16—18 Denarios d. i. Pfennige. 15 Mark Pfennige gingen auf 1 Mark Geldes. Für 30 Mark Pfennige oder 2 Mark Geldes kaufte man damals mehr als eine ganze Hufe. Auf einen Pfennig gingen vier Beerlinge.³⁾

Ich kann nun nicht mit Bestimmtheit angeben, ob ein sächsischer Schilling (Solidus) mit einem Hamburger gleichwertig war. Wäre dies der Fall, so würde 1 Silberpfennig gleich $2\frac{1}{2}$ Schilling gewesen sein; und der Bischof von Aldinburg wäre imstande gewesen, mit der Geldabgabe einer einzigen Hufe 30 Rinder, oder 450—600 Scheffel Roggen, oder

1) Gutiner Anzeigen, April 1836.

2) Jensen-Michelsen a. a. D. I, p. 17.

3) Christiani, Gesch. d. Herzogtümer ec. III, 426.

900—1200 Scheffel Hafer zu kaufen. Ich muß gestehen, daß mir das etwas märchenhaft klingt.

Wie dem aber auch sei, die Einkünfte des Aldinburger Bischofs waren nach Helmolds Bericht jedenfalls fürstliche. Denn der Pfarrer von Bosau (Helmold) erzählt: „Die Bischöfe von Aldinburg verehrten den Fürsten der Slaven gar vieles; denn sie waren durch die Freigebigkeit Kaiser Ottos mit zeitlichen Gütern in Überfluß versehen, und konnten daher reichliche Gaben spenden und sich die Gunst des Volkes erwerben.“ Und daß man in der That damals mit solchen Geschenken die Ausbreitung des Christentums zu fördern suchte, erzählt auch Adam von Bremen, der vom Erzbischof Unwan von Hamburg (1013 bis 1029) folgendes berichtet: „Er war darauf bedacht, den lange und sorgsam gesammelten Schatz der Kirche, weil er ihn für minder nötig hielt, wenn er nur innerhalb der vier Wände eingeschlossen würde, selbst zum Besten seines Sendamts so auszugeben, daß er die trozigsten Könige des Nordens durch die milde Gewalt seiner Geschenke zu allem, was er wollte, hold und gewärtig machte. Und darin hat er nach meiner Meinung nicht sehr gefehlt, indem er Leibliches säete, um Geistliches zu ernten. Ja seine Schenkflust wurde sogar bei der noch so jungen Bekehrung der Heiden höchst nützlich, und that dabei doch der Kirche, welche durch die Sorgsamkeit der vorhergehenden Väter sehr wohlhabend war, keinen so großen Abbruch. Auch, glaube ich, folgte er dem Beispiel des hl. Ansgar und eines in der Geschichte der Kirche erwähnten gewissen Theotimus, eines Bischofs der Skythen, von denen der eine die ungläubigen Könige durch Geschenke gewonnen haben soll, der andere aber gepriesen wird, weil er die von Natur wilden Barbaren durch Schmäuse und Geschenke gezähmt habe.“¹⁾

1) Adam v. Bremen II, 48.

3. Ein glückliches halbes Jahrhundert.

Die Zeit von 952 bis um das Jahr 1002 war für das neugegründete Bistum Aldinburg eine überaus glückliche, leider die einzig glückliche. „Die Gemeinde der Gläubigen wuchs, und in der ganzen Zeit der Ottonen (Kaiser Otto I., II. und III.) trat nichts der jungen Pflanzung störend entgegen. So ward das ganze Land der Wagiren, der Obotriten und Rycinen mit Kirchen, Priestern, Mönchen und gottgeweihten Jungfrauen angefüllt. Die Kirche zu Aldinburg ward dem hl. Johannes dem Täufer zu Ehren benannt und zeichnete sich durch ihren Rang als Hauptkirche aus. Die Mickilinburger (Schweriner) Kirche, zu der ein Jungfrauenkloster gehörte, ward dem Apostelfürsten Petrus zu Ehren erbaut.“¹⁾ Von den 18 Gauen, in welche das Slavenland eingeteilt war, seien, wie der Dänenkönig Suein dem Adam von Bremen erzählte, nur drei nicht zum Christentum bekehrt gewesen.

Die Leitung des Bistums lag während dieses glücklichen halben Jahrhunderts, in welchem die Aussichten der Kirche im Wendenlande jedenfalls trefflich standen, wenn vielleicht auch die Erinnerung der Spätern, auf düstere Tage der Not zurücksehend, über diese glückliche Anfangszeit etwas zu viel Licht ausgegossen haben sollte, in den Händen der Bischöfe Marco, Eward, Wago und Ezico.

Zwar war auch dieser Zeitraum nicht frei von mancherlei Kämpfen; dreimal sehen wir das wagrish-obotritische Reich in kriegerischer Bewegung. Aber keine dieser Bewegungen war durch Religionsfragen hervorgerufen, und keine richtete sich gegen den Bestand und das Aufblühen der Kirche.

Die erste Kriegsunruhe fällt in die Jahre 966

1) Helmold I, 12. Adam v. Bremen II, 24.

und 967.¹⁾ Herrscher der Dbotriten war zu der Zeit Mistav; in Wagrien herrschte Selibur. Diese beiden Fürsten verbündeten sich im Jahr 966 mit dem aufrührerischen sächsischen Grafen Wichmann, um die sächsische Oberherrschaft abzuschütteln. Die Aufsicht nämlich über Wagrien war von Otto I. den Grafen von Holstein und Stormarn übertragen, und die Grafschaft befand sich zur Zeit in den Händen des Sachsenherzogs Hermann Billung, der sich in den wendischen Gauen beim allgemeinen Ding oder Gaugericht durch Overboden (Präfecten) vertreten ließ.²⁾ Daß diese Beaufsichtigung den wendischen Fürsten ein steter Dorn im Auge war, und daß sie jede günstig erscheinende Gelegenheit benützten, um sich ihrer zu entledigen, lag zu sehr in dem uns bekannten Charakter der Wenden begründet, um erst noch einer besondern Erklärung zu bedürfen. Aber Hermann Billung war nicht der Mann, um sich vor Leuten zu beugen, die in seinen Augen Empörer gegen die göttliche Ordnung waren. „Von dürstiger Herkunft“ — wie Adam von Bremen erzählt³⁾ — „hatte er zuerst, wie es heißt, nicht mehr als 7 Hufen und eben so viele Hufner als Erbgut von seinen Eltern. Dann aber wurde er, weil er einen lebhaften Geist und ein einnehmendes Äußere besaß, und wegen der Treue und Bescheidenheit, die er den Herrn sowie Seinesgleichen erwies, leicht bei Hof bekannt, und ward ein Vertrauter des Königs selbst. Dieser nämlich nahm den jungen Mann, dessen Betriebsamkeit er erkannt hatte, unter die Zahl seiner Diener auf, machte ihn darauf zum Erzieher seiner Söhne und übertrug ihm nachher, da sein Glück sich stets bewährte, sogar Grafenämter. Diese verwaltete er mit so großer Strenge, daß er einst seine eignen Hufner, welche bei

1) Jensen-Michelsen I, 80. Laspeyres p. 92. Dehio p. 126 u. 130. 2) Waitz a. a. D. 3) Adam v. Br. II, 8.

ihm, als dem Richter, wegen Diebstahls angegeben waren, durch seinen Urteilspruch sämtlich zum Tod verurteilte. Die Neuheit dieser That machte ihn damals beim Volk beliebt und demnächst bei Hofe hoch berühmt. Als er aber das Herzogtum Sachsen erobert hatte, regierte er das Land nach Recht und Gerechtigkeit.“ Seine wuchtige Hand schlug den Aufstand der beiden Wendenfürsten und des rebellischen Grafen im Jahr 967 nieder; und wenn der Aufstand nicht gegen die Kirche im Wendenlande gerichtet war, so trug seine Niederwerfung doch für diese Kirche reiche Früchte; denn jede politische Schwächung der heidnischen Fürsten mußte der Art von Christenbekehrung zu statten kommen, wie sie damals von der Kirche an heidnischen Völkern geübt wurde. Je tiefer das Ansehen und die politische Macht der heidnischen Fürsten sank, desto höher stiegen die Aussichten und der Einfluß jenes politischen Christentums, das die damalige Kirche den Völkern brachte.

Die zweite Kriegsunruhe war die vom Jahr 983.¹⁾ Otto II. war gestorben. Der Thronenräuber Heinrich von Bayern rief die Böhmen, Polen und Wenden zum Überfall gegen die dem gekrönten Kind Otto III. treu bleibenden sächsischen Fürsten. Da die meisten slavischen Stämme diesem Ruf folgten, so schlossen sich auch die Wagrier unter dem Obotritenfürsten Mestivoj I. ihnen an, verheerten das benachbarte Holstein, überfielen Hamburg und ließen diese Stadt in Flammen aufgehen. Es war dies aber so wenig eine That der Feindschaft gegen die Kirche, daß Mestivoj selbst in dem Augenblicke, da er Hamburg zerstörte, seinen Kaplan bei sich hatte, und daß die Wenden auch nach der siegreichen Beendigung ihres

1) Waitz a. a. O. Dehio p. 131. Letzterer verwechselt hier Mestivoj I. und Mestivoj II.; denn Mestivoj II. war es, der die Enkelin des Herzogs Bernhard I. zum Weib begehrte.

Kriegszuges nicht daran dachten, den Christennamen abzulegen.

Die dritte Kriegsunruhe, die ich aus jener Zeit verzeichnet finde ¹⁾, fällt in die Jahre 990—91 und 994—96. Es waren Slavenaufstände gegen die deutsche Herrschaft, bei denen die Obotriten durch Otto III. niedergeschlagen wurden. Auch diese Unruhen haben, wenn anders die Wagrier mit daran beteiligt waren, nichts mit einer Feindschaft gegen die christliche Kirche in Wagrien zu thun.

Keine einzige also dieser kriegerischen Bewegungen hemmte das Gedeihen der Kirche im Wendenlande; ja die erste förderte dasselbe auf augenscheinliche Weise. Und in gleicher Richtung, d. i. fördernd, wirkte, wie mir scheint, ein Vorgang auf kirchlichem Gebiet selbst. Es ist dies die von Helmold berichtete Lostrennung Schleswigs aus dem Aldinburger Bistumsverband. Sie wurde etwa 971 unter der bischöflichen Regierung jenes Egward vorgenommen, der ein Mönch aus dem Kloster Hirschau im Schwarzwald gewesen sein soll ²⁾ und durch Erzbischof Adaldag für Aldinburg geweiht war; und sie konnte nur dazu dienen, die innere Ausdehnungskraft des neugegründeten Bistums zu erhöhen, indem sie dasselbe auf einen geringern Umfang einschränkte. Mit der Ablösung Schleswigs, dessen Anschluß an Aldinburg überhaupt von vornherein nur ein provisorischer gewesen sein kann, war Aldinburg eine Last losgeworden und konnte sich von nun an ungestört seiner eigentlichen Aufgabe widmen, die wendischen Gaue zu christianisieren und die christliche Kirche unter den Wagriern, Obotriten und Rycinen zu einer dauernden Volkseinrichtung zu machen. Die Zeit war für die Lösung dieser Aufgabe eine ausnehmend günstige; und bald schien es, als ob auch zartere Bande dazu beitragen sollten, das Volk der

1) Adam v. Br. II, 40. 2) Dehio p. 126.

Wenden mit seinem Fürstenhaus unlösbar an den bischöflichen Palast zu Albinburg und an die christliche Kirche zu fesseln.

Wir wollen diesen letztern Umstand, den uns Helmold berichtet ¹⁾, etwas näher beleuchten. Er erweckte ohne Zweifel zuerst weitgehende Hoffnungen für die Kirche, legte aber in Wahrheit den Keim zu ihrem Verderben.

Bischof Wago, von Geburt ein Adeligler ²⁾, durch Erzbischof Abaldag ordiniert, lebte in der größten Glückseligkeit unter den Slaven. Er hatte aber eine schöne Schwester, auf welche ein Fürst der Dbotriten, Namens Billug oder Mestivoj ³⁾, sein Auge warf. Dieser Mestivoj, der nach Johann Petersens Angabe Preußen, Pommern, Mecklenburg, Rakeburg und Wagerland beherrschte, hatte den christlichen Glauben angenommen und besaß aus erster Ehe drei Söhne, Namens Misilauz (oder Mieschislaw, auch Misizla genannt), Sederich und Macro (oder Maccon). Da er nun dem Bischof Wago wegen seiner schönen Schwester wiederholte Anträge machte, verwarfen einige von den Freunden des Bischofs dies Gesuch, wobei sie unvorsichtiger Weise Schmähreden ausstießen und sagten, es sei nicht recht, eine so schöne Jungfrau mit einem so ungebildeten und rohen Mann zu verbinden. Jener aber that, als merke er diese Beleidigung nicht, und hörte, von Liebe getrieben, nicht auf, seine Bitten zu erneuern; und der Bischof, welcher fürchtete, es möchte der jungen Kirche schweres Unheil daraus erwachsen, begünstigte seine Werbung und gab ihm seine Schwester zur Gemahlin. ⁴⁾ Sie schenkte ihrem Gemahl eine

1) Helmold I, 13. 14.

2) Johann Petersen a. a. D. p. 109.

3) So hieß er nach Schafarik II, 531. Wagos Schwester soll Hardicke heißen haben, s. J. R. Becker, Umst. Gesch. d. Stadt Lübeck I, 17.

4) Dies soll 973 geschehen sein (Schafarik II, 531).

Tochter, Namens Hodica, welche von ihrem Oheim, dem Bischof, in ein Nonnenkloster gegeben, in der hl. Schrift unterrichtet und später, obwohl sie die gehörigen Jahre noch nicht erreicht hatte, dem Jungfrauenkloster, welches Mestivoj 986 in Mickilinburg (Schwerin) gestiftet hatte¹⁾, als Äbtissin vorgesezt wurde. Ihr Bruder Metschislaw, der das Christentum insgeheim haßte und von einem solchen Vorgang die Einführung fremder Sitten fürchtete, ertrug dies mit Unwillen und tadelte den Vater sehr oft, daß er in gänzlicher Verblendung nichtige Neuerungen liebe und sich nicht scheue, von dem Gebrauch der Väter abzuweichen, da er zuerst eine deutsche Frau geheiratet und dann seine Tochter dem Klosterzwang übergeben habe. Diese Einflüsterungen blieben nicht ohne Wirkung; und schließlich hielt nur noch die Furcht vor den Sachsen den Mestivoj ab, seine Gemahlin zu verstoßen. Zunächst aber versuchte er, aus seiner Ehe wenigstens materielle Vorteile zu ziehen. Als Wago zur Inspektion nach Mickilinburg kam, erbat sich Mestivoj unter vielen Unterwürfigkeitsbezeugungen die Erlaubnis, den bischöflichen Zins einsammeln zu dürfen, um ihn zum Unterhalt seiner Tochter, der Äbtissin, zu verwenden. Statt des Zinses möge sich der Bischof eine Anzahl Dörfer als Besitztum erwählen. Der Bischof ging ahnungslos in die trügerisch gelegte Falle und bewilligte das Gesuch. Hierauf zog er sich wieder nach Bagrien zurück, wo er sich oft und gern auf seinen beiden Herrenhöfen zu Bosau und Gnizau aufhielt. An letzterem Ort besaß er auch eine Kapelle und einen gemauerten Speisesaal mit einem Ofen, dessen Fundament Helmold als Jüngling noch gesehen. Mestivoj aber nebst seinem Sohn ließ durch seine Leibeignen die bischöflichen Besitzungen im Obotritenlande heimlich plündern und verwüsten. Und als

1) Joh. Petersen a. a. D. p. 98.

Wago persönlich wieder erschien und durch freundliches Zureden seinen Schwager zu gewinnen suchte, mußte dieser den schlichten und arglosen Mann durch Bezeigung seiner tiefsten Ergebenheit bald zu beruhigen und durch Leistung der verlangten Genugthuung völlig sicher zu machen. Kaum aber war er abgereist, so brachen Mestivoj und Metschislaw ihr Versprechen, plünderten die bischöflichen Dörfer, zündeten sie an und zwangen die Ansiedler auf den bischöflichen Gütern zur Flucht. Und da zu dieser Zeit der Kaiser in Italien beschäftigt war, der Sachsenherzog Bernhard aber bei den Slaven nicht das wuchtige Ansehen seines Vaters aufrecht zu erhalten vermochte, so scheute sich Mestivoj nicht mehr, den Schritt zu thun, von dem ihn bisher die Furcht vor sächsischer Ahndung immer noch zurückgehalten hatte: er verstieß seine Gemahlin. Ja Metschislaw, der sich zwar öffentlich auch jetzt noch zu Christo bekannte, im geheimen aber ihn verfolgte, ließ dem ersten, ungeahndeten Schritt seines Vaters bald den zweiten folgen: er entführte seine Schwester Hodica aus dem Kloster und zwang sie, sich mit einem Wenden, einem gewissen Bolislaw, zu vermählen, während er die übrigen Klosterjungfrauen entweder seinen Kriegern zu Frauen gab oder sie ins Land der Wilzen und Ranen schickte.

Noch waren dies nur vereinzelte Gewaltstreiche, die nicht gegen die Kirche als solche gerichtet waren. Bischof Ezico, den der Erzbischof Adaldag noch kurz vor seinem, im Jahr 988 erfolgten, Tode geweiht hatte, konnte seinen Stuhl zu Aldinburg noch in Frieden besteigen und hatte die Freude, den Erzbischof Libentius, der zwischen 988 und 1013 in Hamburg residierte, häufig in seinem Sprengel begrüßen zu dürfen.¹⁾ Aber die Thaten Mestivojs und

1) Adam v. Bremen II, 27.

Metjchislaws waren doch wie das dumpfe Grollen eines aus der Ferne heranziehenden Gewitters; und man kann vielleicht sagen, diese Thaten wären überhaupt nicht möglich gewesen, wenn nicht schon damals dem dumpfen Grollen von Oben ein verderbenkündendes Echo aus den untern Schichten des Volkes geantwortet hätte.

4. Zwei furchtbare Jahre.

Wir stehen an der Wende des ersten Jahrtausends nach Christus. Aldinburg = Stargard gilt als die volkreichste unter allen slavischen Städten. Von Erzbischof Libentius in Bremen geweiht, ist soeben der neuernannte Bischof Volkward in die Mauern der altberühmten Handels- und Hauptstadt Wagriens eingezogen. Eine zahlreiche Christengemeinde und ein reichbesetztes Domkapitel haben ihm einen glänzenden Empfang bereitet, und wohin er von seinem bischöflichen Stuhl aus die Blicke schweifen läßt: überall in seinem ganzen weiten Sprengel herrlich blühende Saatsfelder und grünende Auen des Christentums, das ganze Land der Wagrier, Dbotriten und Rycinen mit Kirchen und Klöstern, mit Priestern und christlichen Gemeinden, mit gottgeweihten Männern und Jungfrauen erfüllt. Der Christengott hat seine Feinde zum Schemel seiner Füße gelegt. — —

Das erste Jahr des zweiten Jahrtausends ist verflossen: Aldinburg liegt in Trümmern; der Bischof ist verjagt wie ein gescheuchtes Wild; die Priester sind geschlachtet; die Christengemeinden haben mit ihrem Blut den Erdboden gedüngt; die Kirchen und Klöster sind Schutthaufen geworden; das Christentum ist bis auf die letzte Spur vertilgt; und Probe schwingt sein Eisenszepter wieder über Wagerland. — —

Wir haben gesehen, von den mancherlei kriegerischen Bewegungen des letztverflossenen halben Jahrhunderts

Aus vergangenen Tagen.



trug keine den Haß gegen das Christentum an der Stirn. Es schien, als ob das ganze Wagrisch-Obotritische Reich beim nächsten sanften Windhauch der christlichen Kirche wie eine reife Frucht in den Schoß fallen sollte; es schien, als ob die Umwandlung dieses Heidenvolks in ein Christenvolk sich ohne Zuckung, in völliger Ruhe, vollziehen sollte. Aber die Ruhe war zu groß, um natürlich zu sein; sie war die Windstille vor dem Sturm. Noch war der Himmel über der Domkirche Johannis des Täufers klar und strahlend hell; aber tief am Horizont sahen wir einzelne dunkle Wolken sich sammeln, fern aus Südost hörten wir in Zwischenräumen die ersten dumpfen Donner grollen. Und plötzlich, mit dem Jahr 1001, flogen die schwarzen Kriegswolken, wie von einem rasenden Orkan heraufgepeitscht, aus dem Lande der Obotriten herauf, und hüllten den ganzen Himmel in finstre Nacht, und schleuderten ihre zündenden Blicke in sämtliche christliche Kirchen, und zerdrückten mit ihrer stürmischen Umarmung sämtliche christliche Wohnungen, und begruben unter ihren prasselnden Hagelgeschossen sämtliche Saaten; und als der graufige Wettersturm vorübergefaust war, war die ganze fünfzigjährige Missionsarbeit der christlichen Kirche im wagrisch-obotritischen Reich vernichtet.

Metschislav war im Jahr 999¹⁾ gestorben und hatte durch seinen Tod die Christen von einer stets drohenden Gefahr befreit. Aber er hatte aus seiner Ehe mit der Tochter des Ungarnkönigs zwei Söhne hinterlassen, Mestivoj II. und Mizzidrag (oder Mesodrach), in deren Adern statt Menschenblut gährend Drachengift zu rollen schien. Sie lauerten wie blutgierige Bestien auf die erste Gelegenheit, über die in sicherer Ruhe weidende Christenherde herzufallen und mit der verhaßten christlichen Lehre zugleich die ebenso

1) Joh. Petersen a. a. D. p. 99.

verhaßte deutsche Herrschaft zu vernichten. Sie brauchten nicht lange zu lauern; die Gelegenheit kam um die Wende des Jahrtausends gleichzeitig von zwei Seiten.

In Dänemark hatte der christenfreundliche König Harald nach einer fünfzigjährigen, für sein Volk äußerst segensreichen, Regierung durch die Empörung seines Sohnes Sueinotto Krone und Land verloren¹⁾, und Sueinotto ging mit wütendem Eifer daran, das Christentum durch Abschachtung seiner Bekenner auszutilgen und das Heidentum wieder zur Alleinherrschaft zu bringen.

Zu gleicher Zeit entstand unter den Slavenstämmen, welche östlich der Peene ansässig und damals noch kaum von der Mission in Angriff genommen waren, eine mächtige Bewegung zur Wiederherstellung des Heidentums auch in den schon christianisierten slavischen Gebieten.²⁾

Diese beiden Bewegungen zu Gunsten des Heidentums hätten nicht ohne nachteilige Einwirkung auf das Wagrisch-Obotritische Reich bleiben können, selbst wenn dessen Fürsten dem Christentum geneigt gewesen wären; da diesen aber vom Vater her der entschiedenste Haß gegen alle christlichen Einrichtungen eingeimpft war, so mußten die Vorgänge im Norden und Osten das seit lange im Verborgnen schwälende Feuer auch hier zum offenen Ausbruch bringen. Und so kam es, daß das Jahr 1001 jenen Raub-, Mord-, Blut- und Feuerzug des Mestivoj und Mizzidrag sah, an den die Erinnerung der folgenden Jahrhunderte nur mit Grausen zurückzudenken vermochte. Ganz Nordalbingien ward mit Feuer und Schwert verwüstet, sämtliche Kirchen des Slavenlandes in Brand gesteckt

1) Er wurde auf seiner Flucht von den Heiden in Jumneta freundlich aufgenommen und starb daselbst im gläubigen Bekenntnis Christi.

2) Laspeyres a. a. O. p. 107.



und bis auf den Grund zerstört, die Priester und übrigen Kirchendiener unter Qualen ermordet, und vom Christentum diesseits der Elbe keine Spur zurückgelassen. Aus Hamburg wurden aus Haß gegen das Christentum damals und in der Folge viele Geistliche und Bürger in Gefangenschaft hinweggeführt und noch mehr derselben getötet. In der Stadt Albinburg, die der gänzlichen Zerstörung kaum entging, wurde eine große Zahl von Priestern wie das Vieh geschlachtet; der Bischof Volkward war geflüchtet; sechzig Priester, an ihrer Spitze der Dompropst Oddar, ein Blutsverwandter des dänischen Königs Suein des Jüngeren, wurden zu freventlichem Mutwillen aufbewahrt und einem schrecklichen Märtyrertod geweiht. Man zerschnitt ihnen mit dem Schwert, aus Hohn gegen den Gekreuzigten, den sie verehrten, die Kopfhaut in Kreuzesform und legte so einem Jeden das Gehirn bloß. Dann wurden diese Bekenner des Herrn mit auf den Rücken gebundenen Händen durch die einzelnen Städte der Slaven hingeschleppt, bis sie starben. So wurden sie ein Schauspiel für Engel und Menschen, und so hauchten sie auf der Mitte ihrer Bahn ihren Siegergeist aus. „Es sind“, so sagte König Suein d. J., der diese Vorgänge dem Adam von Bremen erzählte, „es sind im Slavenland so viele Märtyrer, daß ein Buch sie kaum fassen könnte.“¹⁾

Die Dbotriten wurden in zwei großen Schlachten besiegt und die Ruhe unter ihnen leidlich hergestellt; die Unterwerfung der Wagrier erfolgte erst später.²⁾

Mestivoj aber, so erzählt Helmold, kam in der letzten Zeit seines Lebens zur Reue und bekehrte sich zum Herrn, und ward, weil er nicht vom Christentum lassen wollte, aus seinem Vaterland vertrieben, worauf er zu den Warden floh, bei denen er, treu im Glauben, ein hohes Alter erreichte.

1) Ad. v. Br. II, 41. Helmold I, 15. 16.

2) Dehio a. a. D. p. 134.

Volkward wurde nach seiner Flucht aus Aldinburg vom Erzbischof Libentius nach Schweden und Norwegen gesandt, wo er dem Herrn viele Seelen gewonnen haben soll. Später kehrte er nach Bremen zurück. Hier ist sein Leichnam in der St. Paulskirche beigesetzt. Und es beruht jedenfalls auf einem Irrtum, wenn Joh. Petersen (S. 110) von Volkward erzählt: „er kam wieder nach Aldinburg, und als er nachmals keine Statt fand, das göttliche Wort zu predigen, hat er sich sehr heftig betrübt, wodurch er krank geworden und in seinem Stift Aldinburg gestorben; und ob er da begraben ist, kann man nicht wissen.“ Vielmehr war sofort nach seiner Flucht und noch während des Aufstandes an Volkwards Stelle ein neuer Bischof für Aldinburg in der Person Reginberts durch Kaiser Otto II. ernannt worden. Dieser, ein geborener Franke und bis dahin Abt zu Waldeck, residierte, da Wagrien sich noch in Gährung befand, eine kurze Zeit zu Mecklenburg, ist aber dann verschollen. Die kirchlichen Einrichtungen waren verfallen; und was nach dem verheerenden Wettersturm vom Christentum noch übrig geblieben, fristete in scheuer Verborgenheit ein dunkles, kümmerliches Dasein.

So blieben die traurigen Verhältnisse im Wagerlande, auch nachdem an Stelle Ottos III., der am 24. Januar 1002 in Padua gestorben war, Heinrich II. den deutschen Kaiserthron bestiegen hatte. Erst dem Sachsenherzog Bernhard II., der seinem am 9. Februar 1011 verstorbenen Vater in der Markgrafentwürde folgte, gelang es, die Wagrier zur Ruhe und Zinspflicht zurückzuführen. Und diesen Augenblick benutzte sofort Erzbischof Unwan (1014—1030), um im Wendenlande auch wieder bessere kirchliche Zustände zu schaffen. Er ließ es eine der ersten Handlungen seines heiligen Amtes sein, dem verwaisten Bistum Aldinburg in der Person Bennos ein neues Haupt zu setzen (1014). Benno, der in

Thietmars Chronik zum Jahre 1014 als Bischof von Halberstadt angeführt wird, gehörte in dem Augenblick, wo Unwan ihn zum Bischof von Aldinburg ernannte, unter die Zahl jener zwölf Brüder, welche Unwan auserlesen hatte, um in Hamburg nach der kanonischen Regel zu leben und das Volk vom Irrwahn des Gözendienstes abzubringen. Er war ein gelehrter, einsichtsvoller Mann von großer Frömmigkeit, der es als seine Lebensaufgabe betrachtete, den zerstörten Aldinburger Bischofsitz wiederherzustellen und dem Christentum in den verwüsteten Gauen wieder eine Stätte zu bereiten. Zwar seine Bemühungen, dem Bistum die alten Einkünfte wieder sicherzustellen, scheiterten an dem Widerstand der Wendischen Fürsten. Sie ließen sich auf Bitten des Herzogs Bernhard nur herbei, von jedem Haus zwei Pfennige als Gebühr für den Bischof zuzugestehen. Die Höfe Bosau und Gniffau lagen noch wüste und gewährten keine Einkünfte. Und als auf einem allgemeinen Hoftag auf Burg Werbene an der Elbe Kaiser Heinrich sämtliche Fürsten der Wenden dem persönlich anwesenden Bischof das Versprechen ablegen ließ, daß ihm alle von Otto dem Großen verordneten und geschenkten Landgüter und Zinsen wieder entrichtet und übergeben werden sollten, blieb es bei dem leeren Versprechen. Aber Bennos Bestrebungen, der christlichen Lehre wieder Eingang zu verschaffen, fanden in den durch die Not der Zeit und durch das Übermaß der heidnischen Greuel gelockerten Gemüthern einen wohl vorbereiteten Boden; und es gewann den Anschein, als ob das Bistum, unter äußerer Armut, wieder zu höherem geistlichen Glanz erstehen sollte.

Da kam das Jahr 1018, und dem gedeihlichen Anfang folgte durch eine neue Schilderhebung des Heidentums ein jähes Ende¹⁾. Die slavischen Völker-

1) Dehio p. 170.

stämme, östlich der Peene, befanden sich schon seit einigen Jahren in wachsender Gährung durch verschiedene Kriegs- und Unterwerfungszüge, welche Herzog Bolizlaw von Polen seit 1013 gegen die Russen, östlichen Slaven und Preußen unternommen hatte. Dazu kam, daß Kaiser Heinrich II. sich zur Unzeit gegen das Heidentum der Lutizen nachgiebig erwies und Herzog Bernhard, der weder seines Großvaters Demut, noch seines Vaters Frömmigkeit besaß, die Wenden aus Habsucht grausam bedrückte¹⁾. Es bedurfte nur noch eines geringen äußern Anstoßes, um die bis dahin im Geheimen unterhaltene Gährung zum offenen Durchbruch zu bringen. Der Anstoß kam von sächsischer Seite. Mestivoj II. hatte für seinen Sohn um eine Enkelin Herzog Bernhards I. geworben und Herzog Bernhard II. hatte die Werbung angenommen. Als aber die Trauung vollzogen werden sollte, hatte Markgraf Theodorich den Plan durch die Bemerkung vereitelt, eine Blutsverwandte des Herzogs dürfe einem Hunde nicht gegeben werden. Mestivoj hatte sich mit der Drohung entfernt, man solle es bald zu spüren bekommen, wie der Hund zu beißen verstehe. Und als nun Herzog Bernhard sich gegen den Kaiser empörte, da standen sofort die Wagrier und Obotriten in voller Kriegsrüstung, um die verhaßte Fremdherrschaft abzuschütteln und die durch Bischof Benno neubestellten Saaten des Christentums wieder zu verwüsten. Der Bischof mußte fliehen, sein Werk zerfiel, die Kirche lag aufs Neue in Trümmern, das Volk strömte wieder zu dem Gözenthain des Probe, und das Jahr 1018 vollendete den furchtbaren Triumph des Heidentums, den das Jahr 1001 in grausiger Weise angebahnt hatte.

Zwar gelang es dem Erzbischof Unwan, im Friedensschluß des Jahres 1020 den Herzog Bernhard

1) Adam v. Br. II, 46. Dehio p. 173.

zu bewegen, daß er sich gegen die Wenden aufmachte, um das zerstörte Kirchenwesen wieder aufzurichten. Aber Herzog Bernhard begnügte sich damit, von den Niedergeworfenen wieder den geforderten Zins zu erhalten¹⁾; die Kirche blieb eine Ruine. Bischof Benno kehrte nie wieder nach Aldinburg zurück. Im Jahr 1019 sehen wir ihn mit andern, von Heinrich II. entbotenen norddeutschen Bischöfen zu Goslar, 1022 in Corvei, und in demselben Jahre noch genoß er, gleich seinem flüchtigen Amtsgenossen und Nachbarn Ekkehard von Schleswig, die Gastfreundschaft des Bischofs von Hildesheim. Ob er in der Zwischenzeit, wie Thietmar erzählt, sich auch in Mecklenburg aufgehalten, um von da aus seinem verwaisten Bistum vorzustehen, kann ich nicht entscheiden. Helmold berichtet von ihm, er habe am 24. September 1022 dem Bischof Berentward von Hildesheim bei der Einweihung seiner neuen, zu Ehren des heiligen Erzengels Michael erbauten, Kirche Beistand geleistet und sei von dem in unermesslicher Menge zuströmenden Volk so gedrängt und verletzt worden, daß er nach einigen Tagen, da die Krankheit immer schlimmer geworden sei, seinen Geist aufgegeben habe, worauf er in der nördlichen Kapelle derselben Kirche ehrenvoll beerdigt worden. Er starb am 13. August 1023.

„Nach ihm wurde Reinhold auf den Namen eines Bischofs von Aldinburg geweiht, hat aber, so viel wir sehen, seinen Fuß nie dorthin gesetzt.“¹⁾ Er war in der That nur dem Namen nach Bischof unsrer Diöcese, und dies mag auch der Grund sein, weshalb Helmold und Adam von Bremen seiner Ernennung, die wir nur in den Hildesheimer Annalen und in der Vita Meinwerci verzeichnet finden, keine Erwähnung thun. Er war ein Bischof ohne Bistum; das Bistum Aldinburg war vernichtet. Auch der

1) Dehio p. 173.

Name Meinherz, der von Erzbischof Libentius II. im Jahr 1028 zum Bischof in Aldinburg eingesegnet wurde, war nur ein leerer Schall, der in Aldinburg niemals einen Widerhall fand. Einen wirklichen, in Aldinburg während zweier Jahrzehnte allein widerhallenden und nach Jahrhunderten noch in den Ohren aller christlichen Hörer furchtbar gellenden Klang hatte jetzt nur ein Name: Mestivoj II.

So war das glückliche halbe Jahrhundert von 952—1001 durch die beiden furchtbaren Jahre 1001 und 1018 gefressen, wie die schönen, fetten Rüche Pharaos durch die magern und häßlichen; Gott Probe, für eine Zeitlang außer Dienst getreten, war wieder in Aktivität gesetzt; das Christentum in Bagrien war seiner Äste und seines Stammes beraubt, nur einige dürftige Wurzeln krochen noch verborgen unter der Erde hin.

Wodurch war diese traurige Veränderung bewirkt worden?

Die Wenden waren ein Naturvolk von vielen trefflichen Eigenschaften gewesen, ein stilles, dem Handel und Ackerbau, dem kindlich naiven Lebensgenuß, dem Sang und Saitenspiel ergebenes Volk; wodurch waren sie in eine wilde Horde verwandelt worden, bei der die grausamste Blutgier alle edleren Regungen verschlungen hatte? Sie hatten sich von vornherein dem Christentum als einer höheren und stärkeren Macht unterworfen, und wenn auch hie und da einzelne Christen den alten Göttern zum Opfer gefallen waren, so war dies mehr im Wesen des Heidentums überhaupt, als in einer besondern Abneigung der Wenden gegen die Lehren des Christentums begründet gewesen; woher nun dieser unveröhnliche, leidenschaftliche und nur durch Blut und Feuer zu stillende Haß gegen die neue Lehre? Daß man ihnen das Christentum mit dem Schwert aufgezwungen hatte, das ist etwas, was unsre reineren, evangelischen Begriffe aufs Tiefste beleidigt; für sie selbst lag darin noch kein Grund, das Christentum

zu hassen: sie erblickten in diesem Sieg der Waffen nur den Beweis, daß der Christengott mächtiger sei, als ihre alten Götter. Aber was that man später, um ihnen das Christentum lieb zu machen? Man stiftete ein Bistum, mit allem Glanz der katholischen Kirche ausgestattet; man füllte das Land mit Mönchs- und Nonnenklöstern; man erbaute Kirchen an allen Orten. Allein unter allen Bischöfen, welche den Aldinburger Stuhl einnahmen, unter allen Priestern und Mönchen, welche den Kirchen vorstanden und die Klöster bewohnten, führt uns die Geschichte auch nicht einen einzigen vor, den etwas Anderes beseelt hätte, als das äußere Interesse der Kirche; nicht einen einzigen, dem das Evangelium von Christo der Pulsschlag seines innersten Lebens gewesen wäre, und der, von erbarmender Liebe zu dem armen Volk getrieben, sein eignes Interesse verleugnet und seine Ansprüche an ein bequemes, sorgenfreies Leben aufgeopfert hätte, um unter den Heiden eine wahre Herzensbekehrung zu wirken und den Gehorsam des evangelischen Glaubens aufzurichten. Die Bischöfe ließen es ihre Haupt Sorge sein, daß ihnen von ihren fürstlichen Einkünften nichts entzogen würde; die Mönche und Nonnen schmauseten hinter ihren Klostermauern in träger Ruhe von dem Mark des Landes; die Priester erfüllten die Kirchen und die Ohren ihrer Zuhörer mit den Klängen unverstandener Litaneien. Sie mochten gute, gelehrte und für das Ansehn der Kirche besorgte Menschen sein, evangelische Christen und apostolische Heidenbekehrer waren sie nicht. In der That, wenn das Christentum diesen heidnischen Wenden nichts Besseres zu bringen hatte, so verlohnte es sich nicht der Mühe, diese neue Religion gegen die alte einzutauschen und die alten Priester und Oberpriester zu verlassen, um diese neuen zu verehren; es war nur ein Tausch der Formen, bei dem das Herz keinen Gewinn, das irdische Interesse aber empfindliche Beeinträchtigung fand.

Dazu kam, daß die sächsische Oberaufsicht über das unterworfenen Wendenreich mit großer Rücksichtslosigkeit und ohne Schonung berechtigter Volkseigentümlichkeiten ausgeübt wurde. Man konnte die Treulosigkeit nicht vergessen, mit der einst Markgraf Gero dreißig zu Gast gebetene Wendische Fürsten hatte ermorden lassen; man konnte es nicht verschmerzen, daß die alten Volksfreiheiten geraubt waren, daß die alten Volksrechte beseitigt, die alten Volks sitten mit Füßen getreten wurden; man knirschte über die grausame Strenge, mit der die sächsischen Beamten den Zins eintrieben; man glaubte zu bemerken, daß es darauf abgesehen sei, aus dem freien Slavenvolk ein Volk von Sklaven zu machen. Dagegen aber bäumte sich in diesem Volk Alles auf, was von natürlichem Stolz, Freiheitsgefühl und Mannesmut in ihm vorhanden war. „Lieber die Vernichtung, als die Sklaverei!“ das wurde für Jahrhunderte das Wagrisc-Wendische Feldgeschrei. Und weil die christliche Kirche mit den sächsischen Staatsbestrebungen gemeinsame Sache machte und für diese Bestrebungen häufig genug den schützenden Deckmantel abgab, darum richtete sich der Vernichtungskampf, den die Wagerwenden gegen die sächsische Oberherrschaft unternahmen, zugleich gegen die christliche Kirche. Und wenn sie schließlich in diesem Kampf bis zur Unkenntlichkeit verwilderten und gleich wilden Tieren schonungslos bis auf einen verschwindenden Rest aufgerieben wurden, so gehört — wir können es nicht hindern — unsere Sympathie dem Volk, das sich lieber vernichten, als entmannen ließ; und die Verantwortung für alle Greuel jenes Kampfes trifft, man mag sagen, was man will, vor der Geschichte und vor Gott den sächsischen Namen und die damalige christliche Kirche. Die Wenden mußten zuletzt ausgerottet werden, weil sie Bestien geworden waren; aber die sie zu Bestien gemacht hatten, das waren die, die sich Christen nannten.

5. Wieder ein glückliches Vierteljahrhundert.

Es ist das Vierteljahrhundert von 1040—1066. Das Wagrisch-Obotritische Reich gelangt zu hohem Ansehen. Das Christentum zu ungeahnter Blüte. Beides durch einen Mann, der ebenso glänzend die Rolle eines Königs als die eines Missionspredigers durchzuführen versteht. König Gottschalk ist es, der als König und Missionär diesem Vierteljahrhundert seinen beglückenden Charakter aufgeprägt hat.

Aber der Geschichte dieses glücklichen Zeitraums geht eine blutige Vorgeschichte voran.

Unter Kaiser Conrads kraftvoller Regierung war der äußere Friede bei den Wenden gewahrt geblieben, freilich ohne daß das Christentum davon einen Vorteil zog. Mestivoj II. war 1025 gestorben und hatte drei Söhne hinterlassen: Anatrog, Gneus und Udo.¹⁾ Diese kamen zwar sämtlich in Frieden nach Hamburg, hatten Unterredungen daselbst mit dem Erzbischof Bescelin Alebrand und leisteten dem Herzog Bernhard sowie dem Erzbischof Lehn Dienste. Allein Anatrog und Gneus blieben trotzdem Heiden und auch Udo war kaum ein Christ zu nennen,²⁾ obwohl er seinen Sohn Godescalc (Gottschalk) dem Michaeliskloster in Lüneburg zur Erziehung übergeben hatte. Vielleicht aber hätte durch längern friedlichen Verkehr der Wendischen Fürsten mit dem Erzbischöflichen Stuhl allmählich auch dem Wiedereindringen des Christentums ein günstiger Boden bereitet werden können, wenn nicht plötzlich durch eine meuchlerische Blutthat alle leise keimenden Hoffnungen zerstört worden wären. Im Jahr 1031 ward Udo, der wegen seiner Grausamkeit allgemein berüchtigt und gefürchtet war, von einem sächsischen Überläufer

1) Joh. Petersen p. 99.

2) Adam v. Bremen II, 69. 64. 58.

ermordet. Dies sollte den Sachsen teuer zu stehen kommen.

Als nämlich Gottschalk in Lüneburg den Tod seines Vaters erfuhr, warf er, von Grimm und Wut entflammt, die Wissenschaften samt dem Glauben beiseite, setzte über den Fluß und sammelte unter den Dbotriten ein Heer um sich, das sich mit ihm verband, den Tod seines Vaters an den Sachsen zu rächen. Mit dieser Räuberschar plünderte Gottschalk das ganze Land der Nordalbingen, erschlug Tausende von Sachsen, und richtete im Gebiet der Holsaten, Stormarn und Ditmarschen ein solches Blutbad an, daß, außer einer kleinen Schar von Bewaffneten, die sich in die Festen Ikehoe und Böckelburg warfen, nichts von seinem blutlehzenden Schwert verschont blieb.

„Eines Tages aber,“ so erzählt Helmold,¹⁾ „als der erwähnte Fürst nach Räuberart durch Busch und Feld dahinritt, und sah, wie die einst an Kirchen und Einwohnern so reichgesegnete Landschaft nun eine wüste Einöde war, erschrak er vor dem Werk seiner eignen Grausamkeit und sann, im Innersten seines Herzens von Schmerz bewegt, darüber nach, wie er endlich von seinem verruchten Treiben ablassen könnte. Er trennte sich also von seinen Genossen, und zwar, wie er ihnen sagte, nur für eine Zeitlang, und um einen Hinterhalt zu legen, und kam plötzlich auf einen Sachsen zu, der ein Christ war. Da dieser vor dem aus der Ferne herankommenden bewaffneten Mann floh, so erhob Gottschalk seine Stimme und rief ihm zu, er solle stehen bleiben, und schwor, ihm kein Leids thun zu wollen. Als nun der furchtsame Mann Zutrauen faßte und still stand, begann er ihn zu fragen, wer er sei und was er neues wisse? Er antwortete: „Ich bin ein armer Mann aus Holstein. Wir bekommen täglich schlimme Botschaft zu hören,

1) Helmold I, 19.

weil jener Fürst der Slaven, Gottschalk, unserm Land und Volk viel Böses zufügt und mit unserm Blut seine Grausamkeit zu befriedigen begehrt. Es wäre wahrhaftig Zeit, daß Gottes strafende Hand unsre Unbill rächte." Ihm erwiderte Gottschalk: „Deine Anklage trifft jenen Mann, den Fürsten der Slaven, schwer. In der That hat er euerm Land und Volk viele Beschwerden bereitet, weil er seines Vaters Ermordung nachdrücklich rächen wollte. Ich bin der Mann, von dem wir jetzt reden, und bin gekommen, um mit dir zu reden; denn ich empfinde Schmerz darüber, daß ich gegen den Herrn und die Verehrer Christi so viel Unrecht verübt habe, und wünsche gar sehr, mich wieder mit denen zu versöhnen, denen ich, ich bekenne es, unverdienterweise so große Kränkungen zugefügt habe. So höre denn auch meine Worte, und kehre heim und sage deinen Landsleuten, sie möchten an einen bestimmten Ort betraute Männer senden, um mit mir heimlich über Frieden und Bündnis zu verhandeln. Geschieht das, so werde ich diese ganze Schar von Räubern, an die mich mehr die Not, als mein freier Wille fesselte, ihnen in die Hände liefern.“ Mit diesen Worten bezeichnete er ihm zugleich Ort und Zeit. Als nun der Sachse in die Burg kam, wo die noch übrig gebliebenen Sachsen in großer Furcht versammelt waren, hinterbrachte er den Ältesten jene heimliche Botschaft und suchte sie auf alle Weise zu bewegen, Männer an den zu der Unterredung bestimmten Ort zu senden. Jene aber gingen nicht darauf ein, indem sie es für eine List hielten, um sie in einen Hinterhalt zu locken.“

Wie sehr es jedoch dem Fürsten Ernst war, zeigte er dadurch, daß er sich bei der ersten passenden Gelegenheit von Herzog Bernhard gefangen nehmen ließ. Dieser legte ihn zuerst gleich einem Räuberhauptmann in Ketten. Da er sich aber bei näherem Bekanntwerden von seinem ritterlichen und edlen Charakter

überzeugte, nahm er ihm einen Sühneid ab, schloß ein Bündnis mit ihm und entließ ihn ehrenvoll beschenkt.¹⁾

Die Gefangenschaft Gottschalks scheint nicht allzulange gewährt zu haben; allein sie kostete ihm seinen Fürstenthron. In der Zwischenzeit hatte sich einer seiner Verwandten, Namens Ratibor, des Reichs bemächtigt, und Gottschalk sah sich von seinen Unterthanen verlassen. Er entschloß sich, günstigere Zeit abzuwarten und begab sich vorerst zum König Kanut in Dänemark.²⁾ Ratibor aber, der ein Christ und ein Mann von großem Einfluß auf die Wendischen Völker gewesen sein soll, verkehrte mannigfach mit dem Erzbischof von Hamburg³⁾ und veranlaßte diesen, für Albinburg wieder einen Bischof zu ordinieren. So weihte Besselin Mebrand etwa um das Jahr 1040 einen Bischof für unsre Stadt in der Person des Abelin. Doch war Ratibor selbst nicht imstande, dem Abelin in seinem Befehrungswerk fördernd zur Hand zu gehen. Denn ungefähr um dieselbe Zeit, als Abelin ernannt ward, plünderte Harald, der König der Nordmannen, „der Blitz des Nordens,“ alle Küstenlande der Slaven,⁴⁾ und gab dadurch den Anstoß zu jenen verhängnisvollen Kriegszügen, bei denen furchtbare Wagrische Heere bis ins nördliche Jütland vordrangen, vom Dänenkönig Magnus aber unter entsetzlichen Verlusten zurückgeschlagen wurden. Beim ersten verlor Ratibor selbst in der Nähe Schleswigs das Leben; beim zweiten wurden seine acht Söhne getötet; beim dritten, unter der Führung des Fürsten Regbo unternommen, bedeckten nach der Entscheidungsschlacht an der Schottburger Au auf der Leerschauer Haide 15000 erschlagene Wenden die Walfstatt (1043).⁵⁾

1) Helmold I, 19. 2) Becker I, 29. 30. Joh. Petersen p. 105. 3) *Ab. v. Br.* II, 69. 75. 4) *Ab. v. Br.* III, 16. 5) Becker I, 30. Joh. Petersen p. 105. Peter v. Kobbe, I. *Ab. v. Br.* II, 75.

Eine Folge dieser verunglückten Kriegszüge war es übrigens, daß Gottschalk, der sich unterdessen in Norwegen und Britannien mit Kriegsrühm bedeckt und zum Lohn für seine Thaten die Hand der Syrithe, der Tochter des Dänenkönigs Suein, erhalten hatte, wieder in sein Vaterland zurückkehren konnte, und es nicht allzuschwierig fand, die Herrschaft im Land der Obotriten, Wagrier und Polaben in Besitz zu nehmen.

Gottschalk war aus seiner freiwilligen Verbannung als gereifter Mann wiedergekehrt. Die ungestüme Hitze der Jugend war verslogen und hatte einem männlich feurigen Ernst Platz gemacht. Was den Jüngling ausgezeichnet hatte, ein hoher Sinn für edle Ritterlichkeit und ein glühender Abscheu gegen alles Unrecht, das zierte auch in verklärter und durch eine reiche Lebenserfahrung gekräftigter Gestalt den Mann. Was dem Wendischen Volksstamm als unverfälschte Nationaltugend eigen war, das sah man in diesem Fürsten verkörpert, und alle natürlichen Vorzüge waren vom Geist eines echten, wahren und lebenskräftigen Christentums durchdrungen. Ein Mann im vollen Sinn des Worts, die edelste Verkörperung des Wendischen Nationalcharakters, ein ebenso demütiger als feuriger Christ: in dieser dreifachen Eigenschaft bestieg Gottschalk den Thron des Wagrisch-Obotritischen Reichs. Er hatte sich ein hohes Lebensziel gesteckt. Sein Reich sollte zu einem niegesehenen Glanz erhoben werden; und es stand klar vor seinem Geiste, daß diesem Glanze nur dann eine Dauer verbürgt war, wenn es gelang, in das Herz des ganzen Volks die ewigen Lebenskräfte des Christentums zu leiten. Mit klarem Blick hatte er erkannt, daß für sein Reich nicht im Kampf gegen das Deutsche, sondern in der innigen Anlehnung an dasselbe, nicht in den Formen des Christentums, sondern im Geist desselben das Heil zu suchen sei. Und mit einer ebenso bewunderungs-

würdigen Klugheit als Energie ging er an die Ausführung seines erhabenen Planes.

Eine seiner ersten Regierungshandlungen war es, ein festes Bündnis mit den sächsischen Herzögen zu schließen.¹⁾ Dadurch sicherte er seinem Reich einen mächtigen Schutz und wahrte ihm zugleich die wünschenswerte Selbständigkeit; denn man war, nach allen blutigen Erfahrungen der letzten Jahrzehnte, von sächsischer Seite gern bereit, diese Selbständigkeit in der weitesten Ausdehnung anzuerkennen, wenn nur der Zusammenhang des Wendenreichs mit dem deutschen Reich aufrecht erhalten blieb. Sodann aber widmete er sich mit wahrhaft glühendem Eifer seiner großen Lebensaufgabe, dem Christentum eine dauernde Stätte zu bereiten in den Herzen seines Volkes. Zu dem Ende bewarb er sich zunächst um die gern gewährte Freundschaft des Erzbischofs Adalbert von Hamburg-Bremen, indem er Hamburg wie eine Mutter ehrte und häufig dahin kam, um seine Gelübde zu lösen.²⁾ Der Erzbischof ward nicht müde, ihn zu „ermahnen, daß er die um Christi willen übernommene Arbeit beharrlich zu Ende bringen möchte, wobei er ihm verhieß, daß ihm in Allem der Sieg zur Seite stehen und daß er zuletzt, wenn er um Christi Namen auch Widerwärtiges erdulde, werde selig werden; denn viele seien der Belohnungen, die für ihn ob der Bekehrung der Heiden im Himmel bereit lägen, viele Kronen würden ihm aus der Rettung aller von ihm dem Himmelreich Gewonnenen hervorgehen.“³⁾ Zugleich verstand es Adalbert trefflich, den Eifer des feurigen Fürsten immer heller zu entfachen, indem er ihm zu jedem Erfolg seiner Missionsbestrebungen Glück wünschte und ihm aus der Zahl seiner Bischöfe und Presbyter weise Männer sandte, welche die im

1) Waitz a. a. D. 2) Ad. v. Br. III, 18. 3) Ad. v. Br. III, 20.



Christentum noch unerfahrenen Völker in demselben befestigen möchten.¹⁾ Das Beste aber that auch hier Gottschalk selbst in eigener Person. Der König selbst wurde Missionär und Prediger. „Oft hielt er in den Kirchen Ermahnungsreden an das Volk, indem er das, was von den Bischöfen oder Priestern in bildlich dunkler Weise geredet wurde, selbst durch slavische Ausdrücke verständlicher zu machen sich bestrebte.“²⁾

Das war in der That etwas Unerhörtes; und man kann sich denken, daß es auf die Herzen der Unterthanen einen gradezu überwältigenden Eindruck machen mußte, wenn sie ihren König von solchem Eifer für die christliche Religion entbrannt sahen, und wenn ihnen aus dem Munde eines Königs, der selbst zugleich ein ganzer Mann und ein ganzer Christ war, die lieblichen Worte des Evangeliums in der Landessprache in die Ohren klangen. Da war es wahrlich nicht zu verwundern, daß die Zahl derer unbegrenzt war, die täglich bekehrt wurden, und daß die Neubekehrten, ihrem König nacheifernd, keinen höhern Wunsch kannten, als möglichst bald in der Eigenschaft von christlichen Missionsgehülften und Predigern zu den noch heidnischen Provinzen entsandt zu werden.³⁾ Innerhalb eines Vierteljahrhunderts war der dritte Teil derjenigen, die unter Meštivoj II. ins Heidentum zurückgefallen waren, wieder bekehrt; unter den Wagriern und Dbotriten, Keregern und Polabingern, Warnaben und Linogen, Rycinen und Circipanen bis zur Peene übte man voll Andacht den christlichen Glauben; die Provinzen wurden wieder voll von Kirchen, die Kirchen voll von Priestern, und die Priester handelten frei in Allem, was sich auf den Gottesdienst bezog;⁴⁾ in einzelnen Städten ent-

1) Ab. v. Br. III, 20. 2) Ebenda III, 19. 3) Ebenda III, 20. 4) Ebenda III, 19.

standen Stifter, worin heilige Männer nach der kanonischen Regel lebten; ¹⁾ in der Stadt Mecklenburg siedelten sich drei Vereine von Solchen an, die Gott dienten; Mönchs- und Nonnenklöster wurden errichtet in Lubeke (Altenlübeck), Aldinburg, Razesburg, (Razesburg), Leontium (Lenzen) und andern Städten.

Freilich erlitt das Bistum Aldinburg in dieser Zeit eine bedeutende Einschränkung seiner ursprünglichen Grenzen. Erzbischof Adalbert war nämlich von Beginn seiner Regierung an, wie Helmold sagt, „von dem abgeschmackten und an Wahnsinn grenzenden Hirngespinnst befallen“, ein Patriarchat des Nordens zu gründen, welchem, um den kanonischen Vorschriften zu entsprechen, zwölf Bistümer untergeordnet sein sollten. So ergriff er denn um das Jahr 1045, als Abelin in Aldinburg gestorben war, sofort die Gelegenheit, das große Aldinburger Bistum in drei Bistümer zu zerlegen: Aldinburg, Razesburg und Mecklenburg, und ordinierte für Aldinburg den Mönch Ezo, für Razesburg einen gewissen Aristo, der aus Jerusalem gekommen war, und für Mecklenburg einen Schottländer, namens Johannes. ²⁾ Dies konnte man im Interesse Aldin-

1) Dies zu einer Zeit, wo der Verfall der Sitten unter der Geistlichkeit in Bremen schon offenkundig geworden war, und Adalbert sich genötigt sah, das Gebot der Erzbischöfe Albrand und Libentius zu erneuern, „daß die Weiber aus dem Kirchenbezirk und der Stadt hinausgeschafft werden sollten, damit nicht die Nachbarschaft der Buhlerinnen mit ihren losen Sitten keusche Blicke verletzen möchte.“ „Ich ermahne“, so sagte er oft zu seinen Geistlichen, „ich bitte, ich befehle euch, daß ihr euch losmacht von den heillosen Banden der Weiber, oder daß ihr, wenn ihr zu dem, was die Sache Vollkommener ist, euch nicht zwingen könnt, wenigstens des Bandes der Ehe in Ehrbarkeit waret, nach dem Sprüchwort: wenn nicht keusch, doch klug!“ Ad. v. Br.

2) Die zwölf Bistümer sollten außer den drei oben genannten sein: Pahlen an der Eider, Heiligenstedten, Stade, Lesum, Wildenhausen, Bremen, Verden, Ramsola, Friesland. Ad. v. Br. III, 32. 20.



burgs schmerzlich bedauern; bei ruhiger Überlegung aber muß man zugestehen, daß die Sache der Christianisierung des ganzen Reichs nur gefördert werden konnte, indem man statt des einen drei Mittelpunkte schuf, von denen diese Christianisierung und Heidenbekehrung ausging.

Es war in Wirklichkeit ein glückliches Vierteljahrhundert, das mit der glanzvollen Regierung Gottschalks über dem Wagrisch-Obotritischen Reich und dem Aldinburger Bistum aufgegangen war, und Adam von Bremen hat gewiß recht, wenn er sagt: „Ohne Zweifel hat sich im ganzen Slavenland nie Einer zu größerer Macht erhoben, und ist nie Einer so voll Eifers für das Christentum gewesen, wie Gottschalk.“¹⁾ Wenn menschliche Frevel durch Menschen gesühnt werden könnten, so dürfte man sagen, daß Mestivojs II. Bluthaten in der hochherzigen Regierung seines Enkels ihre Sühne gefunden. Gottschalk hatte das Reich angetreten als eine Wüste, aus der das ungerächte Blut von Tausenden zum Himmel schrie; und er hatte nun das Reich in einen Garten Gottes umgewandelt, durch den die Ströme eines ewigen Lebens und der Versöhnung flossen. Der schöne Traum seiner ersten Mannesjahre war in Erfüllung gegangen: Gottschalk trug eine Königskrone auf dem Haupte, deren Herrscherstrahlen von Aldinburg bis nach Demmin leuchteten, und deren zwei köstlichste Edelsteine die Sittigung und christliche Bildung waren, die er seinem Volke beschert hatte.

5. Wieder ein Schreckensjahr.

Die Ostertage des Jahres 1066 waren ins Land gekommen mit ihren Friedens- und Versöhnungsklingen. In allen Gauen des Wagrisch-Obotritischen Reichs waren die Kirchen mit Andächtigen gefüllt, welche sich

1) Ad. v. Br. III, 18.

des bittern Leidens ihres Herrn gegen alle Sündennot getrösteten und seiner siegreichen Auferstehung als dem Geburtsfest ihrer eignen Seligkeit entgegenjubelten. Und man konnte es wohl merken, es war nicht mehr ein christlich angemaltes heidnisches Frühlingsfest, das hier gefeiert ward; nein, die Feiernden wußten, wem ihre Feier galt: sie hatten in Christo wirklich ihren Sterbenstrost und Lebensfürsten gefunden. An die Stelle der mit dem Taufwasser benetzten Heiden einer früheren Zeit, welche mit ihrem Übertritt zum Christentum nur die äußern Formen ihres Götzendienstes geändert hatten und jederzeit bereit gewesen waren, die neuen Formen wieder mit den alten zu vertauschen, waren jetzt bewußte, überzeugte Christen getreten, welche ihr früheres Heidentum als einen Teufelsdienst abgeschworen hatten und für die Wahrheit des Evangeliums auch Leib und Leben, Gut und Blut zu opfern bereit waren. Und wer konnte wissen, wie bald ihr Glaube auf die schwerste Probe gestellt werden sollte!

War doch eben in diesen Tagen, gegen Ende des Aprilmonats, ein schreckliches Zeichen am Himmel erschienen! Eine große feurige Buchtrute Gottes stand plötzlich überm Horizont und zog mit furchtbarer Eile über das Wendenreich herauf. Es war, als ob der Stern mit seinem glühenden und feuersprühenden, langen Schweif den Augenblick nicht erwarten könne, um sich herabzustürzen und einen Weltbrand zu entzünden. Bange Vorgefühle beschwerten das Herz der Christen; dumpfer Schrecken lagerte über den Gemüthern der Heiden. Was sollte das graufige Himmelszeichen bedeuten?

In Rethra trieften die heiligen Kriegsfahnen Blut; in Rethra hatte Radegast mit flammenden, blutigroten Zügen die Deutung des himmlischen Zeichens an die Wand seines Tempels geschrieben.

Unsere Leser erinnern sich, daß zu beiden Seiten der Peene vier slavische Völkerstämme wohnten, welche

den gemeinsamen Namen der Lutizen oder Wilzen führten. Es waren die Tholenzen und Redaren jenseits, die Rycinen und Circipanen diesseits der Peene. Unter diesen vier Stämmen hatte sich ein gewaltiger Streit um die Oberherrschaft erhoben. Die Tholenzen und Redaren glaubten diese Oberherrschaft mit Recht beanspruchen zu können, weil in ihren Grenzen das altberühmte Rethra mit dem Tempel des Radegast lag, und weil alle slavischen Völker durch jährliche Opferpenden und Drakeleinholungen dem Bilde Radegasts ihre Unterwürfigkeit bezeigten; die Rycinen aber und Circipanen waren nicht gewillt sich Knechten zu lassen. In dreimaligem Waffengang waren die Tholenzen und Redaren besiegt worden und viele tausend Männer auf beiden Seiten gefallen. Da riefen die Besiegten den König der Dänen, den Herzog von Sachsen und den König Gottschalk zur Hilfe. Die Circipanen und Rycinen hatten der furchtbaren Übermacht nicht zu widerstehen vermocht; nachdem ein großer Teil der Ihrigen im Kampf gefallen und sehr Viele gefangen hinweggeführt waren, hatten sie den Frieden um 15 000 Mark erkaufen müssen, und ihr Land war dem Reiche Gottschalks einverleibt worden.¹⁾

Dieser Landzuwachs sollte für die Herrschaft Gottschalks verhängnisvoll werden; er wurde die Achillesferse seines Reichs. Um die beiden neuen Gebietsteile einer sichern Leitung zu unterstellen, hatte Gottschalk sie, wie es scheint, unter die Hand Blusso gegeben, eines Mannes, der durch die Vermählung mit Gottschalks Schwester hinreichende Bürgschaft für seine Treue zu geben schien. Allein Blusso war im geheimen ein ebenso glühender Verehrer des alten Gözendienstes, als Gottschalk ein feuriger Förderer der neuen Christenlehre. Er sah sich bald als Haupt aller Unzufriedenen in allen Grenzen des Reichs, wußte unbemerkt

1) Helmold I, 21.

den Haß gegen die neue Ordnung der Dinge zu schüren, und schuf sich in den Stämmen der Lutizen, die zumteil wegen ihrer Unterwerfung auf Rache sann, zumteil von grimmiger Erbitterung gegen das Christentum beseelt waren, eine für alle Fälle zuverlässige Leibgarde. Die Verschwörung war im großartigsten Maßstab und mit teuflischer Klugheit vorbereitet und wartete nur des günstigen Moments, um loszubrechen.

1056 starb Heinrich III. und ließ in Heinrich IV. ein sechsjähriges Kind auf dem Kaiserthron zurück, unter dem das deutsche Reich bald in den Zustand der schmachvollsten Schwäche geriet. Am 29. Juni 1056 starb Herzog Bernhard II., und es folgte ihm in der Regierung des Herzogtums sein unfähiger Sohn Dudo. Von diesen beiden Seiten her war für Bluffo und seine weitaussichtigen Pläne nichts zu fürchten. Nur die kraftvolle Hand Gottschalks schreckte noch vom Äußersten zurück.

Da erschien am Himmel der große Komet. Radegast hatte das gewaltige Zeichen seines Zorns an den Himmel gesteckt; deutlicher konnte die Gottheit nicht ankündigen, daß der Tag der Rache angebrochen sei. Jetzt oder nie! Und Bluffo war ein gehorsamer Diener des Gottes; Bluffo war auf dem Plan.

Auf den 7. Juni war ein großes Kirchenfest in der Stadt Lenzen angesetzt. In Scharen war das christliche Volk herbeigeströmt, zahlreiche Geistliche hatten sich eingefunden, Gottschalk selbst war mit glänzendem Gefolge erschienen. Der Gottesdienst hatte in der dichtgefüllten Kirche begonnen; der Priester Eppo verkündigte in sächsischer Sprache das Evangelium, und der König legte dem lauschenden Volk die Botschaft des Heils in seiner Muttersprache ans Herz. Da drangen plötzlich die Verschworenen mit blanker Waffe ins Gotteshaus; der ahnungslosen Gläubigen bemächtigte sich eine unsagbare Verwirrung;

Geistliche und Weltliche erlagen den mörderischen Streichen der wütenden Heiden; die Kirche schwamm in Blut. Gottschalk wurde erschlagen, der Priester Eppo auf dem Altar wie ein Opfertier geschlachtet, das Gotteshaus den Flammen übergeben.

Durch diesen Überfall in der Kirche zu Lenzen war das Signal zum allgemeinen Losbruch gegeben. Mit rasender Schnelligkeit wälzte sich der Aufruhr, unter Bluffos Führung, durch alle Gaue des Reichs. Am 15. Juli wurden in Rakeburg 28 Priester nebst dem Mönch Ansver ergriffen und zur Steinigung geschleppt. Dem Mönch wurde auf sein dringendes Flehen gestattet, als der letzte gesteinigt zu werden. Er wollte seine Gefährten, wenn sie etwa schwach werden sollten, zu treuem Ausharren stärken, ehe er selbst niederkniete, um gleich dem Stephanus den Märtyrertod freudig zu erleiden. Der greise Bischof Johannes ward nebst den übrigen Christen in Mecklenburg als Gefangener zum Triumph aufbewahrt. Denn da die beiden andern Bischöfe des Reichs, Aristo von Rakeburg und Ezo von Aldinburg, durch rechtzeitige Flucht den Händen der blutgierigen Aufrührer entronnen waren, so häufte man die ganze Wut der Rache auf das greise Haupt des Johannes. Er wurde, weil er Christum bekannte, zuerst mit Stöcken geschlagen, dann durch die einzelnen Städte der Slaven zur Verhöhnung herumgeführt und endlich nach Rethra geschleppt. Weil er aber auch vor dem Bilde des Radegast nicht von Christo abwendig zu machen war, wurden ihm Hände und Füße abgehauen und der Körper auf die Straße geworfen. Das Haupt aber ward abgeschnitten, von den Heiden wie ein Siegeszeichen auf einen Spieß gepflanzt und dem Radegast geopfert. Dies geschah am 10. November. Unterdeffen hatte man in Mecklenburg auch die Witwe Gottschalks, die Königstochter Syrithe, ergriffen, sie samt ihren Frauen sämtlicher Kleidung beraubt und nackt aus dem Lande gepeitscht; den beiden Söhnen

Gottschalks aber, Butue aus erster und Heinrich aus zweiter Ehe, war es gelungen, sich durch die Flucht dem Tode zu entziehen. Tausende von Christen wurden allerorten niedergemetzelt, sämtliche Kirchen und Klöster, ohne eine einzige Ausnahme, dem Erdboden gleichgemacht. Und nachdem die haß- und wutschnaubenden Horden sich innerhalb des eignen Landes hinlänglich mit Menschenblut gesättigt, warfen sie sich auf die christlichen Nachbarlande. Schleswig wurde verwüstet und von Grund aus zerstört; die Stormarn und Holsten wurden beinah alle entweder getötet oder gefangen hinweggeschleppt; das Hamburgische Gebiet verfiel der gänzlichen Verheerung durch Feuer und Schwert, die Elbstadt selbst wurde in einen Trümmerhaufen verwandelt. Herzog Ordulf aber, der dem entmenschten Treiben ein Ende setzen sollte, wurde so häufig von den Barbaren überwunden, daß er selbst den Seinen zum Gespött ward. ¹⁾

Das Heidentum hatte zum zweitenmal und diesmal völlig triumphiert. Das ganze Land bis weit über seine Grenzen hinaus rauchte von Christenblut und eingeäscherten Christenkirchen, das Christentum war auf wendischem Boden bis auf die letzte Wurzel ausgerottet; es war als eherner, durch nichts zu beugender Entschluß der Wagerwenden ausgesprochen, daß sie lieber selbst vernichtet werden und lieber selbst bis auf die letzte Spur vom Erdboden verschwinden, als Christen werden wollten. Was diese zweite Christenverfolgung von der ersten unterschied, das war ein Doppeltes. Erstlich hatte sich jetzt, was früher nicht der Fall gewesen, bei den Wenden ein wirklicher Christenhaß ausgebildet. Bluffos Unternehmen entsprang einzig und allein dem ausgesprochenen Haß

1) Helmold I, 22. 23. 24. J. R. Becker I, p. 32—35. J. Bremer, Gesch. Schleswig-Holsteins p. 35. G. Dehio I, 254.

gegen das Christentum; Mestivojs Aufstand war in erster Linie einem persönlichen Rachetrieb und dem bitteren Unwillen des Volks gegen die fremde Herrschaft entsprungen und hatte die Kirche nur als Verbündete des deutschen Staates in Mitleidenschaft gezogen. Und zum Zweiten fand Bluffo auch aus den Kreisen seines eignen Volks wirkliche Christen vor, die sich um ihres Glaubens willen morden und schlachten ließen, während die getauften Wenden unter Mestivoj das Gemordet- und Geschlachtetwerden den christlichen Priestern und Mönchen überlassen, für ihre eigne Person aber es vorgezogen hatten, aus den christlichen Kirchen in den Tempel Radegasts und zum Hain Proves zurückzukehren. Die Heidenbekehrung Gottschalks war in der That ins Volk und ins Herz des Volks eingedrungen, und sie hätte bei etwas längerer Dauer ohne Zweifel das ganze Wendenvolk für das Christentum und für die abendländischdeutsche Geistesbildung gewonnen; man wird aber auch nicht fehl gehen, wenn man gerade diese tiefgreifenden Wirkungen der Gottschalkschen Mission als die eigentliche Veranlassung zu dem entschiedenen Christenhaß betrachtet, der sich auf der andern Seite ausbildete. Jedenfalls wirkt es für christliche Betrachter einen versöhnenden Schein auf das grauenvolle, blutige Bild des Jahres 1066, daß aus den rauchenden Blut- und Feuerwolken, die das ganze Wendenreich einhüllen, sich in lichter Gestalt eine heilige Schar von Märtyrern zum Himmel erheben, die dazu ausersehen sind, dem Himmel die Auslese eines Volkes einzupflanzen, das sich in thörichter Verblendung selbst den Schicksalschluß auferlegt hat, nach Verlauf eines Jahrhunderts mit Stumpf und Stiel vom Erdboden zu verschwinden; Gottschalk aber, den König, Prediger und Märtyrer, zählt die katholische Kirche unter ihre Heiligen.

6. In Stargard bahnen sich große Veränderungen an.

Seit Bluffos Aufstand so grauenhaft vollständig geglückt war, trat für unsere Stadt der Name Stargard als der allein gültige auf. „Albinburg“ war die christliche Bezeichnung gewesen; aber das christliche Bistum war mit der Wurzel ausgerottet; die Verbindung der Stadt mit dem Sitz des christlichen Erzbistums und der christlich deutschen Bildung in Hamburg-Bremen war unheilbar durchschnitten; die Leuchte des Christentums war erloschen. Vom geflüchteten Bischof Ezo dringt nur noch eine einzige dürstige Kunde an unser Ohr. Er hielt sich im Jahr 1074 als Gast im Kloster Hersfeld in Hessen auf, zur Zeit, als Heinrich IV. seinen Winterfeldzug gegen die aufrehrerischen Sachsen ausführte. Als am 12. Februar Heinrichs Gemahlin Bertha ein Knäblein daselbst gebar, das sehr schwach zur Welt kam, vollzog Ezo, indeß der Abt Hartwig und einige Mönche Patenstelle versahen, die Nottaufe desselben auf den Namen Conrad.¹⁾ Mit dieser Notiz verschwindet das wendische Bistum Albinburg aus unserm Gesichtskreis — für immer. Stargard war wieder die heidnische Stadt, wo an Stelle der eingeäscherten Christenkirche sich aufs neue der Tempel Sitivrats erhob, und von wo man über die Provennowe Haide nach dem heiligen Eichenhain zog, um Proves Feste zu feiern. Und als fast hundert Jahre später der alte Prove den wirklichen Todesstreich durch einen christlichen Bischof empfing, da war niemand mehr vorhanden, seinen Tod zu rächen; denn sein Volk war verblutet und vom Erdboden verschwunden.

Stargard hatte aufgehört, christliche Bischofsstadt zu sein. Das war die erste große Veränderung, die das Jahr 1066 in unserer Stadt bewirkt hatte. Die

1) K. A. Mayer, Kaiser Heinrich IV., p. 87.

folgenden Jahre brachten eine zweite, nicht weniger wichtige Veränderung: Stargard hörte auf, Hauptresidenz der wendischen Könige zu sein.

Bluffo war nach der Rückkehr von seinem mörderischen Kriegszug durch seine eignen Anhänger ermordet worden. Den wagrisch-obotritischen Thron hätte nach der Erbfolge Butue besteigen sollen, der älteste Sohn Gottschalks. Und in diesem Fall wäre ohne Zweifel Stargard neben Mikilinburg Hauptresidenz des Reichs geblieben. Allein infolge einer Verschwörung derjenigen, die den Vater getötet hatten, wurde Butue des Thrones entsezt und an seine Stelle ein gewisser Cruto oder Cruco zum König erwählt. Er soll ein Rugianer oder Rügener gewesen sein, war's aber nicht, wie Dahlmann nachgewiesen hat. J. R. Becker macht ihn zu einem Brudersohn Mestivojs II. Mit welchem Recht, weiß ich nicht. Jedenfalls war er ein mächtiger und furchtbarer Charakter, der den slavischen Thron zu behaupten und ihn zu einem Siz des Schreckens weit über die slavischen Gaue hinaus zu machen verstand.

Auf welche Weise er sich zunächst Butues zu entledigen wußte, wollen wir uns von Helmold erzählen lassen.²⁾ Butue war von Bardowik aus, wohin er sich nach der Ermordung seines Vaters geflüchtet hatte, zwar in seine wagrische Herrschaft eingesezt worden, hatte aber, weil er seinem Volke als ein Verräter an der Freiheit galt, nie zu Kräften kommen können. Die Wenden waren fest entschlossen, lieber zu sterben, als den Namen von Christen wieder anzunehmen oder den Herzögen der Sachsen wieder Zins zu zahlen. Und schließlich hatte Cruto die Burgen, in welchen Butue Zuflucht gefunden, zerstört und ihn selbst aus dem Lande vertrieben.

1) Helmold I, 25. 26. Wir geben diese Erzählung von da an, wo die Anführungszeichen stehen, wörtlich, um die Leser mit der Art und Weise bekannt zu machen, wie der Pfarrer von Bosau erzählt.

Butue floh zum Herzog Magnus nach Lüneburg, und der Herzog, der durch seinen bevorstehenden Hochzeitstag abgehalten war, persönlich mit ausziehen, sandte seine Boten in das Land der Stormarn, Holsaten und Ditmarscher, um Hülfsstruppen für Butue zu entbieten. Ehe aber diese sich gesammelt hatten, rückte Butue mit mehr als 600 der tapfersten Barden ins Land der Wagrier und kam nach Plune (Plön). Er fand die Stadt wider Erwarten offen und ohne Verteidiger und zog in dieselbe ein. „Da redete ihn ein deutsches Weib, welches man dort fand, so an: ‚Nimm, was deine Hand findet, und eile, schnell wieder hinauszukommen; denn nur aus List hat man die Stadt offen und unbewacht gelassen. Wenn nämlich den Slaven dein Einzug kund wird, so werden sie morgen mit einem sehr großen Heer kommen und die Stadt ringsum einschließen und belagern.‘ Er aber beachtete die Worte der Angeberin nicht, sondern blieb die Nacht über in der Burg. Die Stadt ist, wie noch jetzt zu sehen ist, von allen Seiten von einem sehr tiefen See umschlossen, und eine sehr lange Brücke gewährt den in die Stadt Kommenden den Zutritt. So wie nun der Morgen anbrach, siehe, da umzingelten unabsehbare Scharen der Slaven die Stadt, wie es am Abend vorher dem Butue vorausgesagt war. Man hatte aber dafür gesorgt, daß nicht ein einziges Schiff auf der Insel zu finden war, um den Belagerten das Entkommen ganz unmöglich zu machen. Butue also erlitt mit seinen Gefährten in großer Hungersnot die Belagerung. Sobald jedoch die Kunde von diesem Unglück erscholl, flogen die Tapfersten der Holsaten, Stormarn und Ditmarscher herbei, die Stadt zu entsetzen. Und als sie an den kleinen Fluß Suale kamen, der die Sachsen von den Slaven trennt, schickten sie einen der slavischen Sprache kundigen Mann voraus, der erforschen sollte, was die Slaven thäten, und wie sie die Eroberung der Stadt be-

trieben. Dieser von seinen Gefährten abgeschickte Mann kam zum Heer der Slaven, welches das ganze Feld ringsum bedeckte und verschiedene Belagerungswerkzeuge baute. Er redete sie so an: ‚Was thut ihr, Männer? Ihr greift eine Stadt und Männer an, welche den Herzögen und den Sachsen Freund sind? Das Unternehmen kann euch auf keinen Fall Glück bringen. Es befiehlt euch aber der Herzog und die übrigen Fürsten, die Belagerung so bald wie möglich aufzugeben. Wenn ihr das nicht thut, so werdet ihr in kurzem die Rache spüren.‘ Als diese nun ängstlich fragten, wo der Herzog sei, antwortete er, er sei ganz in der Nähe mit einer unzählbaren Menge von Kriegern. Darum nahm der Fürst der Slaven, Cruto, den Boten beiseite und fragte ihn bestimmter nach dem wahren Sachverhalt. Da sprach jener: ‚Was für einen Lohn giebst du mir, wenn ich dir das verrate, wornach du fragst, und dir diese Stadt und die darinnen sind in die Hände liefere?‘ Er nun versprach ihm 20 Mark. Sofort, nachdem das Versprechen gegeben war, sagte jener Verräter zu Cruto und dessen Gefährten: ‚Jener Herzog, den du fürchtest, hat noch nicht die Elbe überschritten, weil große Hindernisse ihn zurückhalten; nur die Stormarn, Holfaten und Dithmarscher sind mit einer kleinen Anzahl ausgezogen. Diese werde ich leicht mit Einem Wort verlocken und zur Heimkehr bewegen.‘ Nachdem er das gesagt, ging er über die Brücke und sagte zu Butue und dessen Gefährten: ‚Sorge für deine und der Deinigen Rettung; denn die Sachsen, auf welche du bisher rechnetest, werden dir diesmal nicht zu Hilfe kommen.‘ Da antwortete er voll Bestürzung: ‚Ach, ich Glender, warum werde ich von meinen Freunden verlassen? So wollen die trefflichen Sachsen einen Hilfslehenden und ihres Beistands Bedürftigen in der Not verlassen? Ich bin schlimm getäuscht, der ich, zu den Sachsen immer das beste Vertrauen hegend,

nun in der äußersten Bedrängniß preisgegeben bin. Darauf erwiderte jener: ‚Es ist Zwietracht unter das Volk gekommen, und da sie sich gegen einander erhoben haben, so ist jeder nach Hause zurückgekehrt. Also mußt du einen andern Entschluß fassen.‘ Nachdem der Kundschafter auf diese Weise alles in Verwirrung gesetzt, kehrte er zu den Seinigen zurück; und als nun die eiligst einherziehenden Sachsen fragten, wie es stehe, antwortete er: ‚Ich bin nach der Burg hingekommen, wohin ihr mich geschickt habt; es ist, Gott sei Dank! daselbst keine Gefahr, und man besorgt keine Belagerung. Vielmehr habe ich den Butue und die bei ihm sind fröhlich und gar nicht beunruhigt gefunden.‘ Auf diese Weise hielt er das Heer zurück, so daß sie die Belagerten nicht entsetzten. Dieser Mensch wurde dem Butue und dessen Gefährten der Urheber ihres Verderbens. Denn sobald die Belagerten, von dem Verräther überlistet, nicht mehr entinnen zu können glaubten, fingen sie an die Feinde zu fragen, ob sie für ihr Leben ein Lösegeld annehmen würden? Worauf jene entgegneten: ‚Gold und Silber nehmen wir von euch nicht; das Leben und die Unverletzlichkeit der Gliedmaßen, die ihr wünscht, gewähren wir euch nur, wenn ihr herauskommt und uns die Waffen überliefert.‘ Als Butue das vernahm, sprach er: ‚Uns wird, ihr Männer, der herbe Vorschlag gemacht, daß wir hinauskommen und die Waffen abgeben sollen. Freilich weiß ich, daß der Hunger sehr zur Übergabe drängt; allein wenn wir nach der uns vorgeschlagenen Bedingung unbewaffnet hinausziehen, so werden wir doch auch eine Gefahr zu bestehen haben. Denn wie schwankend und unzuverlässig die Redlichkeit der Slaven sei, habe ich oft erfahren. Daher scheint es mir zum Heile Aller vorsichtiger zu sein, daß wir, wenn auch mit Mühe, Aufschub suchen und so das Leben retten und warten, ob Gott uns vielleicht von irgend welcher Seite Hilfe sendet.‘ Dem

aber widersetzten sich seine Gefährten, indem sie sagten: „Zwar gestehen wir ein, daß die uns vom Feinde gestellte Bedingung zweideutig und in hohem Grade besorgniserregend ist. Jedoch darf man sie nicht verwerfen, weil es keinen andern Ausweg aus dieser Gefahr giebt. Denn was hilft ein Aufschub, wo niemand da ist, uns zu entsetzen? Der Hunger bringt einen schlimmern Tod als das Schwert, und besser ist es, rasch das Leben zu enden, als lange sich zu quälen.“

Als nun Butue seine Gefährten entschlossen sah, abzuziehen, ließ er sich feinere Kleider bringen, in denen er mit seinen Genossen die Stadt verließ. Sie gingen dann über die Brücke, zwei bei zweien, übergaben ihre Waffen, und wurden so vor den Cruto geführt. Als sie alle vorgestellt waren, richtete eine sehr angesehene Frau aus der Burg an Cruto und die übrigen Slaven folgende Aufforderung: „Verzichtet die Männer, die sich euch ergeben haben und schonet ihrer nicht; denn sie haben eure Ehefrauen, die mit ihnen in der Stadt zurückgelassen waren, auf das schändlichste mißhandelt; so tilgt denn unsre Schmach!“ Als Cruto und seine Genossen dieses hörten, stürzten sie auf jene los und töteten die ganze Schar mit der Schärfe des Schwertes. So wurden an jenem Tage, am 8. August 1071, Butue und die ganze Blüte der kriegerischen Jugend der Varden vor der Burg Plune erschlagen.“

Die Rache für diesen schmähligen, durch ein Weib angestifteten, Wortbruch sollte nicht ausbleiben; sie wurde später, wie wir noch sehen werden, an Cruto auf eine wahrhaft erschreckende Weise vollzogen: an eben demselben Ort, durch einen schmähligen Wortbruch, durch ein Weib, — durch ehebrecherischen Verrat seines eignen Weibes ward Cruto in Plön ermordet! Fürs erste aber diente die Beseitigung Butues dazu, die Herrschaft seines Mörders zu befestigen. Cruto war als König des ganzen wagrisch-obotritischen Reichs

anerkannt; die Holsaten, Stormarn und Ditmarscher waren ihm zinspflichtig; und er dehnte seine Herrschaft nordwärts bis zur Schlei aus. Diese Erweiterung seines Herrschergebiets brachte es mit sich, daß Cruto weder Stargard noch Mikilinburg als Residenz beibehalten konnte; er verlegte seinen Sitz nach Boku, einer Burg auf dem Hügel zwischen der Wakenitz und Trave, wo jetzt Lübeck liegt. Damit war Stargard als Hauptresidenz der wendischen Fürsten abgesetzt; und dies war die zweite, große und empfindliche Veränderung, welche in diesem Zeitraum unsere Stadt betraf.

Eine dritte folgte der zweiten auf dem Fuß. Unter Crutos Regierung verwandelte sich die ganze Bevölkerung des wendischen Reichs in eine einzige Räuberbande. Die Einwohner Nordalbingiens waren länger als drei Jahrzehnte fortwährend der Plünderung und Mißhandlung durch umherstreifende wendische Raubscharen ausgesetzt; zweimal in dem einen Jahr 1072 wurde Hamburg eingeäschert; hunderte und aberhunderte von Sachsen wurden gefangen hinweggeführt; 600 holsteinische Familien verließen, um der Wut der Verfolgung zu entrinnen, das Land und ließen sich am Harzgebirge nieder. In diese bedauernswerte und schmerzlich zu beklagende Fehlentwicklung des früher so edlen wendischen Volks ging auch Stargard ein; nur daß von hier aus sich die gefürchteten Wirkungen vorzüglich zur See fühlbar machten. Der ehrliche Seehandel Stargards fing an einzuschrumpfen; man fand es bequemer und rascher zum Ziel führend, andern seefahrenden Völkern ihre Erzeugnisse und Schätze zu rauben, als sie durch Tausch und Handel zu erwerben; die Schiffe, welche den Stargarder Hafen verließen, waren mit Seeräubern angefüllt; Stargard wurde zur Piratenburg.

So reifte das wagrish=obotritische Reich, so reifte seine frühere Hauptstadt und der Quellsitz seiner christ-

Aus vergangenen Tagen.



lichen Lebensströmungen immer sicherer, rascher und unvermeidlicher dem schließlichen Verderben entgegen. Noch einmal schien eine bessere Zeit aufzuleuchten; dann stürzte das Ganze wie ein ausgebrannter Krater in sich selbst zusammen.

7. Der letzte König.

Cruto war alt geworden, und seine mörderische Regierung hatte ihm unter den Edleren des Volks eine nicht unbedeutende Zahl von heimlichen Gegnern geschaffen. Da glaubte Heinrich, der Sohn Gottschalks und der Svirthe, den Zeitpunkt gekommen, um das Reich seines Vaters wieder an sich zu reißen. Er verließ Dänemark, wo er nach seiner Flucht Aufnahme und Schutz gefunden, und suchte sich den Eintritt in seine Erblande mit Waffengewalt zu erzwingen. Allein die Landgrenzen gegen Dänemark hatte der schlaue Cruto so wohl zu verwahren gewußt, daß von hier aus an ein Eindringen nicht zu denken war. So blieb nur der Weg zur See. Heinrich sammelte bei den Dänen sowie bei seinen heimlichen Anhängern unter den Slaven eine Anzahl Schiffe, überfiel Stargard = Albinburg und die ganze slavische Küstengegend, und führte unermessliche Beute hinweg. Der erste glückliche Erfolg lockte zu weiteren Seeunternehmungen. Ein zweiter und dritter, ebenso glücklich ausgeführter Überfall versetzte nicht nur alle slavischen Bewohner der Inseln und der Küstenländer in Furcht und Beben; sogar der alte Cruto schien von Bittern erfaßt zu sein: er ließ sich mit Heinrich auf Friedensbedingungen ein, gestattete ihm die Heimkehr und räumte ihm einen Teil Wagriens nebst verschiedenen besetzten Orten ein. Allein es war bei dem schlauen Fuchs auf eine neue, blutige Schandthat abgesehen. „Die Jugend siegt durch Gewalt, das Alter durch List. Die Freuden der Tafel haben schon manchen um den Sinn und um

den Kopf gebracht.“ Freilich hat auch schon mancher für andre eine Grube gegraben und ist selbst hineingefallen.

Am königlichen Hofe zu Buhu wurden zu Ehren Heinrichs die feinsten, glänzendsten Gastmähler zugericht. Heinrich war jung, lebenslustig, kühn, für gesellige Freuden empfänglich; der Rausch war der gewöhnliche Höhepunkt der damaligen Tafelfreuden. Und welches Unheil einer im Rausch anstiften kann, und — welcher unglückliche Zufall einem im Rausch begegnen kann, das läßt sich nie voraus berechnen. Allein Heinrich war nicht nur jung, lebenslustig, kühn; er war auch ein schöner und für Frauenherzen unwiderstehlicher Mann. Und der alte Cruto hatte trotz seiner Schlaueit die Thorheit begangen, ein junges Weib zu nehmen; und er beging die größere Thorheit, sein junges Weib dem Anblick des schönen Gastes auszusetzen. Wo aber Stroh und Feuer zusammenkommen, da schlagen die Flammen empor. Slawina entbrannte für Heinrich, und vor Heinrichs Augen war nichts mehr von dem verborgen, was Cruto gegen ihn plante.

Die Höflichkeit verlangte, Crutos Einladungen mit einer Gegeneinladung zu erwidern. Cruto erschien zum Gastmahl in Plön; ihm gegenüber saß ungesehen der Geist Butues; und als der alte König, vom Trinken berauscht, das Bechgemach taumelnd verließ und beim Heraustreten aus der Thür sich bückte, schlug ihm ein Däne mit der Streitaxt auf einen Streich das Haupt ab. Dies geschah anno 1105.

Die Ermordung Butues und seiner Genossen war an Cruto gerächt, gerächt in Plön, gerächt durch die Hand seiner eignen Gemahlin — das war Gottes Finger. Die Welt war von einer grausamen, lau-ernden Bestie befreit, — das war gut. Aber daß Heinrich sich zum Werkzeug eines Meuchelmords hergegeben hatte, und daß er durch seine Vermählung mit der Slawina dem früheren Einverständnis mit

ihr das Merkzeichen des Ehebruchs ausdrückte — das war nicht gut, und darin war Gottes Finger nicht zu sehen. Das Brautgemach Heinrichs duftete von meuchlerisch vergoffenem Menschenblut; und dieser Duft war nicht mehr anders zu vertilgen, als durch den Abbruch des ganzen Hauses.

Nach seiner Vermählung mit Slawina besetzte Heinrich die Burgen Crutos und nahm Rache an seinen Feinden. Dem Herzog Magnus von Sachsen leistete er den Eid der Treue und des Gehorsams, mit den Nordelbingern schloß er einen festen Freundschaftsvertrag. Eigentliche Herrschaft übte er vorerst nur in Wagrien und Lauenburg, und auf diese Weise bahnte es sich an, daß während seiner Regierung Wagrien wieder in den beherrschenden Mittelpunkt des wendischen Reiches trat. Durch die mörderische Schlacht bei Zmilowe (Schmilau in Lauenburg) 1105, in welcher ein großes Heer der östlichen und südlichen Slavenstämme von Heinrich mit Hülfe der Sachsen fast völlig aufgerieben wurde, wurde das Dbotritenland wieder mit Wagrien vereinigt; und infolge einiger glücklichen Kriegszüge, welche Heinrich mit Unterstützung des an Magnus' Stelle zum Herzog von Sachsen ernannten Lothar von Supplingenburg gegen verschiedene Slavenstämme ausführte, dehnte sich seine Herrschaft allmählich wieder bis an die Odermündung aus. Die Rugianer, Rycinen, Circipanen, Lutizen, Pomeranen, zahlten ihm Zins und waren seiner Gewalt unterworfen. Er ward König genannt im ganzen Land der Slaven und Nordelbinger und residierte in Buku (Altenlübeck).¹⁾ Und wie in diesen Unternehmungen gegen slavische Stämme, wobei die Hülfe der Sachsen das Kriegsglück an Heinrichs Fahne fesselte, so hatte Heinrich auch in einer Unternehmung gegen Dänemark das

1) Helmold I, 34 u. ff. Gg. Dehio II, 36.

Glück auf seiner Seite; und in diesem Fall waren es die Aldinburger Kriegerleute, welche zu Gunsten Heinrichs den Ausschlag gaben.

Da nämlich der Dänenkönig Nicolaus oder Niels ihm beharrlich sein mütterliches Erbgut vorenthielt, hatte Heinrich das Herzogtum Schleswig überzogen. Nicolaus, hierüber heftig aufgebracht, war mit einer Kriegsflotte in die Trave eingelaufen und hatte Altenlübeck eingenommen, worauf die Dänen sich raubend, plündernd und brandschatzend im ganzen Wagerlande herumtrieben. Diesen Zeitpunkt ersah sich Heinrich zu einem Angriff. Aber es kam für ihn Alles darauf an, daß der Statthalter Eliv von Schleswig, der dem König Nicolaus mit der Schleswigschen Reiterei zu Hülfe eilen sollte, auf dem Marsch aufgehalten würde. Den Stargard = Aldinburgischen Kriegerleuten war diese Aufgabe gestellt, und sie lösten dieselbe so vortrefflich, daß ihnen der Ruhm nicht vorenthalten werden kann, das ganze Unternehmen des Dänenkönigs zu schanden gemacht zu haben. Denn in einem zweimaligen Angriff gegen das dänische Heer siegte Heinrich einzig durch die Übermacht seiner Reiterei; und einzig der Mangel an Reiterei war es, der die Dänen zwang, mit ihren beiden schwerwundeten Königsöhnen Harold und Anut den Rückzug nach ihren Schiffen anzutreten, wobei ihrer Viele, von der wendischen Reiterei bedrängt, in den Morästen und Gewässern unweit Schwartaus, „in den Ruhen und der Awen“, versanken, ertranken und erstickten. ¹⁾

Die Folgen dieser verunglückten dänischen Landung hatte wieder das Herzogtum Schleswig zu tragen. Heinrich überzog dasselbe mit einem Heer von Wenden

1) Joh. Petersen p. 120—126. J. Bremer, Geschichte Schlesw.-Holst., p. 51 verlegt diese Schlacht, die nach ihm auf den 7. und 8. Aug. 1113 fällt, irrtümlich in die Gegend von Lütjenburg; sie fand bei Altenlübeck statt.

und Nordelbingern und raubte es so gründlich aus, daß „Niemand mehr des Herzogtums begehrte.“ Endlich aber ward Knut Laward, Erichs Sohn, mit dem Herzogtum belehnt. Er rückte sofort mit seinem Kriegsvolk gegen Heinrich ins Feld. „Dieweil er aber ein frommer, tugendsamer Mann und sehr bescheiden, gedachte er seine Sache mit Heinrich in Freundschaft zu versuchen, verhoffet durch dies Mittel dem Krieg ein Ende zu machen, nahm derhalben seiner Diener 20 zu ihm, und ritten sämtlich dahin, da Heinrich mit seinen Kriegsleuten zu Felde lag, schicket seiner Diener einen an Heinrich, entbot ihm, daß er darum komme, ein freundlich Gespräch mit ihm zu halten. Wie Heinrich hört, daß sein Feind Canutus ihm so nahe war, entsetzte er sich, griff nach seiner Wehre, vermeint halb gefangen zu sein. Der Bote aber sprach und schwur ihm, daß Canutus nicht gekommen als ein Feind, sondern als Freund ohne Waffe. Heinrich fragt: Wo ist er? Der Bote antwortet: Zunächst der Thür. Mit dem tritt Canutus in Heinrichs Losament. Wie sie zusammentamen, da nahm Einer den Andern in die Arme (und sie waren zweier Schwestern und Brüder Kinder), huben beide an zu weinen und sagten Einer dem Andern, wie ihm beim Herzen war, verglichen sich auch dergestalt unter ihnen beiden, daß Canutus Heinricho sein Erbteil abkaufte und mit barem Geld bezahlte. Nach dieser Handlung wurden sie gute Freunde, auch so groß, daß Heinrich Canutum zu einem Vorstender und Vormund seiner Kinder und Fürstentümer mit Bewilligung des Kaisers Lotharii nach seinem Tod verordnete im Jahr 1119.“¹⁾

Von nun an bis zum Tode Heinrichs lebten Wenden, Deutsche und Dänen in Frieden nebeneinander, und es herrschte ungetrübtes Einverständnis

1) Joh. Petersen p. 127.

zwischen Knut, dem Herzog von Schleswig, Heinrich, dem König der Wenden, und Adolf von Schauenburg, dem Grafen von Stormarn und Holstein.

Heinrich war durch Geburt und Erziehung Christ; aber sein Christentum war nicht tief genug gegründet, um ihn vor gemeinen Verbrechen und niedrigen Leidenschaften zu bewahren; und der religiöse Eifer, der seinen Vater durchglüht hatte, fehlte ihm. Er hütete sich, durch gewaltsame Befehrungsversuche seine Herrschaft zu gefährden; und ob er überhaupt etwas Entschiedenenes that, um das Christentum wieder in seinem Lande anzupflanzen, ist zweifelhaft. Das Einzige, was wir in dieser Beziehung von ihm wissen, ist dies, daß er in seinem Residenzort Altenlübeck eine Kapelle erbaute und daß er sich in seinem Todesjahr bereit erklärte, den drei Missionspriestern Bicelin, Rodolf und Ludolf die Kapelle zu Altenlübeck als Missionskirche zu überweisen. Bis zu seinem Tode aber war jene Kapelle zu Altenlübeck die einzige Stätte im ganzen Wendenlande, wo das Kreuz angebetet wurde; und seine Missionsabsichten mit den drei genannten Priestern wurden, wenn überhaupt ernstlich gemeint, durch seinen Tod vereitelt. Heinrich war mehr ein tapferer Heerführer, ein kluger Staatsmann und ein Förderer der äußerlichen Volkswohlfahrt, als ein Christ und Herold des Christentums. Sein ganzes Bestreben für das Land, das seiner fürstlichen Sorge anvertraut war, ging darauf hinaus, durch Anleitung zu Ackerbau und nützlichen Handarbeiten die allgemeine Sittlichkeit zu heben, und durch Vertilgung der Räuberbanden den Frieden im Innern zu sichern, nachdem der Friede nach außen durch glückliche und erfolgreiche Kriege errungen war. ¹⁾

Allein es zeigte sich hier, daß an einem Volke, das erst einmal dem Christentum unverföhnlichen Haß

1) Helmold I, 34. Gg. Dehio II, 37.

geschworen hat, auch alle civilisatorischen Bestrebungen verlorne Arbeit sind. Ein Volk, das von Haß gegen das Christentum beseelt ist, zur Sittlichkeit und Bildung erheben wollen, das heißt nichts anderes, als eine lose Wand mit Kalk tünchen. Dies konnte einem so klugen Kopf wie Heinrich unmöglich verborgen bleiben; und als er am 22. März 1126 oder 27 starb, entrang sich seinen Lippen die prophetische Vorahnung, daß sein Geschlecht und Werk nicht lange bestehen werde.¹⁾

Und es kam so mit einer Schnelligkeit, die nur der göttlichen Rache eigen zu sein pflegt.

Zwei oder drei Söhne waren ihrem Vater schon im Tode vorangegangen. Graf Gottfried, wenn dieser anders ein Sohn Heinrichs war,²⁾ war am 2. November 1110 bei einem Überfall, den eine slavische Räuberhorde auf das hamburgere Gebiet ausgeführt hatte, erschlagen. Einen zweiten Sohn, Namens Waldemar, hatten kurz darauf die Rugianer getötet.³⁾ Ein dritter, Namens Mistue, ein ebenso tapferer als tollkühner Jüngling,⁴⁾ war sonst wie gestorben. An Heinrichs Totenbett standen nur noch zwei Söhne, Zwentepolch und Kanut, die letzten Schößlinge eines edlen Stammes. Kaum hatte Heinrich die Augen geschlossen, so entstand zwischen den Söhnen ein leidenschaftlicher Bruderzwist, infolge dessen die östlichen Slavenstämme sich der widerwillig getragenen Herrschaft entledigten. Im Jahr 1127 wurde Kanut zu Lutilinburg (Lütjenburg) von Mörderhand erschlagen; im Jahr 1129 erlag Zwentepolch dem menchlerischen Streich eines sehr reichen Lütjenburgers, Namens Daso; und der einzige Sohn Zwentepolchs, Zwinike, ward getötet zu Ertheneburg (Artlenburg),

1) Helmold I, 48.

2) Waitz bezeichnet ihn als solchen.

3) Helmold I, 38.

4) Helmold I, 48.

einer überelbischen Stadt.¹⁾ So erlosch Heinrichs Geschlecht; so ward das Haus des letzten Königs der Wenden abgebrochen bis auf den letzten Stein.

8. Wie ein Volk stirbt.

Mit Heinrich und seinen Söhnen war das Geschlecht erloschen, das den Versuch gemacht hatte, seinem Volk eine selbständige politische Entwicklung in den Bahnen der abendländischen Cultur zu verschaffen. Das Geschick des Wendentums war entschieden. Eine friedliche Heranziehung der Wenden war nicht mehr möglich. Das ganze Volk hatte sich zu einem unverföhlichen Religions- und Rassenhaß verstoßt; die Beharrlichkeit, mit welcher die Wenden seit Jahrhunderten ihre Selbständigkeit und Eigenart verteidigt hatten, war jetzt zu einem wilden, düstern, blutgierigen Fanatismus gesteigert, in dessen Blut alle milderen humanen Triebe verzehrt wurden. Ihre staatlichen Ordnungen verlieren auch im Innern jede Haltung. Den Ackerbau und den früher so gern betriebenen Handel verlernen sie. Krieg und Raub beschäftigen nun fast das ganze Volk; Krieg und Raub werden zu Wasser und zu Land, an Gütern und an Menschen geübt, mit höchster Verwegenheit und Erbarmungslosigkeit; Krieg und Raub sind zugleich nährendes Handwerk, nationales Heldentum, religiöses Opfer; sie werden zuletzt der einzige Zweck eines Daseins, dem nur die Energie des Hasses noch einige Dauer gewährt. So weben sich die Wenden selbst ihr unabwendbares Schicksal; es heißt: Austreibung und Vertilgung.²⁾ Der Versuch des edlen und frommen Bicolin, das arme verblendete Volk noch einmal auf apostolische Weise, durch Predigt und Befehrung, vom Untergang zu erretten, glich den

1) Helmold I, 48. 2) Gg. Dehio II, 37. 38.

Bemühungen eines Arztes, der seine ganze Kunst einsetzt, um in einem unheilbar Schwindsüchtigen das verzehrende Fieber zu bannen. Dem Wendenvolke, wie es allmählich, und mehr durch fremde als durch eigne Schuld, geworden war, war durch keine Priester mehr zu helfen, auch wenn diese sich durch so makellose Vortrefflichkeit auszeichneten, wie Bicelin. Die Wenden wollten bleiben, was sie waren; oder sie wollten aufhören zu sein. Und da es im Gang der Geschichte begründet ist, daß sie nicht bleiben konnten, was sie waren, so mußten sie aufhören zu sein; sie mußten sterben. Der Chronikschreiber aber hat nur noch die schmerzliche Pflicht, einen genauen Sterbericht zu liefern und die Todeszuckungen zu beschreiben, denen nach einem 40 jährigen Todeskampf ein Volk erlag, das einst zu den edelsten und bildungsfähigsten Gliedern der slavischen Rasse gehörte.

Um 22. März 1126 oder 27 war König Heinrich gestorben; 1129 war sein Geschlecht, nach Ermordung seiner zwei Söhne und seines Enkels, erloschen; das Recht der Thronfolge fiel seinen beiden Brudersöhnen, Niclot und Pribislav, zu. Allein Knut Latward mußte es durch klingende Gründe beim Kaiser Lothar durchzusetzen, daß ihm die wendische Königskrone aufs Haupt gesetzt ward. Dies geschah 1129. Knut begab sich sofort nach Wagrien, besetzte den Alberg (bei Segeberg), um auf demselben eine feste Burg aufzuführen, nahm Niclot und Pribislav gefangen, legte ihnen in Schleswig eiserne Handschellen an, bis sie sich mit Geld und Geiseln lösten und Unterthänigkeit versprachen, ließ in Lubek die von Heinrich erbaute Kirche durch den ehrwürdigen Priester Rudolf und seine geistlichen Brüder einweihen, und ward auch unter den Wenden, was er lange unter den Dänen gewesen: die Lust und Liebe der Nation. Er war, wie kein Anderer, dazu berufen, dem wagrisch-obotri-

tischen Reich, diesem von Anbeginn seiner Geschichte kampfzerwühlten Grenzlande dreier feindlicher Nationen, der Schöpfer eines neuen Zeitalters zu werden. Allein am 7. Januar 1131 wurde er im Wald bei Ringstedt von Magnus eidbrüchigerweise ermordet und sein Leichnam gliederweise zerstückelt.¹⁾

Seine Regierung war für das Wendenreich ein kurzes, wirkungsloses Zwischenspiel geblieben; die Art seines Todes wurde zum prophetischen Vorspiel für die nun rasch hereinbrechende gliederweise Zerstückelung des Wendenreichs.

Raum war die Nachricht von seiner Ermordung zu den beiden Söhnen Butues gedrungen, so bemächtigten sich diese sofort der Herrschaft, Niclot in Mecklenburg, Pribislaw in Wagrien und Lauenburg. Die Gewalt war nun in den Händen „zweier wilden Bestien, welche die Christen auf das wütendste verfolgten.“ Ganz ebenso wie Niclot in Mecklenburg das Heidentum wieder in Schwung brachte, richtete Pribislaw, der seinen Hauptwohnsitz in und bei Stargard aufgeschlagen hatte, dem Probe seine gewöhnlichen Bilder, seinen Garten oder Hain, seine Priester, Feiertage und Opfer wieder auf.²⁾ Probe in Stargard, die Siwa in Lauenburg, Radegast in Mecklenburg und Swantevit auf Rügen wurden wieder durch alle Gaue des Wendenreichs verehrt; gefangene Christen, insbesondere Dänen, wurden an allen Orten den Götzen geopfert; und die Menschenopfer hatten einen grausamen und scheußlichen Charakter angenommen: man riß den Opfern die Eingeweide aus dem Leibe und wickelte sie um einen Pfahl; man schlug Andere ans Kreuz, um zugleich das Zeichen der Erlösung zu verhöhnen.³⁾

1) Helmold I, 49. Gg. Dehio II, 37. 2) Joh. Petersen.
3) Helmold I, 52.

Als Kaiser Lothar persönlich in Wagrien erschien und den Befehl gab, den Alberg zu befestigen, erschienen zwar auch die Fürsten der Slaven, um am Bau der Burg zu helfen; aber in ihren Herzen kochte die grimmigste Wut. Sie befürchteten, und nicht mit Unrecht, daß man von hier aus vordringen werde, um zunächst Plön, dann Albinburg und Lubek zu überwältigen und sich schließlich auch Lauenburgs und Mecklenburgs zu bemächtigen. Die Burg erhielt den Namen Sigeberg; am Fuß des Berges wurde eine Kirche erbaut; und Pribislaw erhielt den Befehl, bei Verlust der kaiserlichen Gnade für die Unterhaltung der Kirche und der Geistlichen Sorge zu tragen. Das ganze Volk der Slaven — so nahm sich Lothar vor — sollte dem heiligen Glauben unterworfen werden.¹⁾

Aber am 3. Dezember 1137 starb Kaiser Lothar. Zwischen Heinrich dem Stolzen und Markgraf Adalbert entbrannte ein Kampf um das Herzogtum Sachsen, wodurch ganz Sachsen erschüttert ward. Graf Adolf II., der im Jahr 1128 seinem Vater in der Grafschaft Holstein = Stormarn gefolgt war, wurde aus dem Lande vertrieben, weil er seine, dem Herzog Heinrich geschworene Treue nicht verletzen wollte; seine Grafschaft aber verlieh Adalbert dem Heinrich von Bardewyde, dem zugleich der Oberbefehl über Sigeberg übertragen ward.²⁾

Die Gelegenheit war für Pribislaw allzu günstig, als daß er sie nicht hätte ergreifen sollen, um seinen lang verhaltenen, heißen Grimm zu kühlen. Er überfiel 1138 Sigeberg, zerstörte die Feste samt Bethaus und Kirche, sowie alle umliegenden, von Sachsen bewohnten Orte, tötete den Geistlichen Volker und vertrieb die übrigen geistlichen Brüder. Doch schonte er, was für seine Stellung zum Christentum höchst

1) Helmold I, 53. 2) Ebenda I, 54.

charakteristisch ist, zu gleicher Zeit die Kirche und die Geistlichen zu Lübeck, die unter seinem Schutz standen! Ein Beweis, daß es bei diesem Überfall nicht zunächst der christlichen Religion galt. Gegen die Holsaten aber brach die Wut der Slaven wie mit losgelassenen Zügeln hervor; ihr Land wurde durch tägliche Ermordungen und durch die Plünderungen der Dörfer beinahe zur Einöde.¹⁾

Da sammelte Heinrich von Bardewyde heimlich ein Heer von Holsaten und Stormarn, rückte zur Winterzeit in Wagrien ein und verheerte, plündernd und sengend, das ganze Plöner, Lütjenburger und Albinburger Gebiet vom Sualenbach an bis zur Ostsee und Trave. Nur die Städte, welche durch Wall und Kiegel geschützt waren und längere Anstrengung erheischten, blieben verschont. Was auf dem freien Lande und in den Dörfern wohnte, wurde schonungslos niedergemacht; ganz Wagrien schwamm in Blut. Und wie Tiger, die einmal Menschenblut geleckt, so brachen im Sommer 1139 die Holsaten auf eigene Hand und ohne den Grafen wieder in Wagrien ein, eroberten die Hauptfeste Plön, töteten sämtliche Slaven daselbst und verheerten in wiederholten Einfällen auf eine wahrhaft grausige Weise das Wagrische Gebiet.²⁾ Hatten die Fürsten bis dahin der Slaven immer noch einigermaßen geschont, um nicht mit eigener Hand ihre Einkünfte zu schmälern, so waltete bei den Holsaten, welche an ähnliche Rücksichten nicht gebunden waren, die rohe, blutige Rachgier und der sinnlose, unmenschliche Haß, zwei Leidenschaften, die durch nichts anderes zu besänftigen sind, als durch die wollüstig grausame Vernichtung des Feindes. „Do deden se“, sagt die alte Chronik, „den Wenden, alse se en (ihnen) gerne gedann hadden unde was sunder twiuel (Zweifel) eine schickinge Gades (Gottes), dat de Wende, de kindere

1) Helmold I, 55. 2) Ebenda I, 56.

des Däwels (Teufels), also scholden verstöret werden, uppe dat (auf daß) de Düdeschen (Deutschen), de kindere Gades, dar mochten wedder wanen (wohnen). Do süluest was in alle Wentlande nicht eine Kerke, wente de Christen dorsten eres namens nicht bekant wesen (durften ihren Namen nicht bekennen) umme antweringe (wegen Anfeindung) der Wende, de de Däwelse anbeden, wente (bis) in den Dach (Tag), dat se verstöret wurden." 1)

Die Zerstörung und Vernichtung des Wagrischen Volksstammes war eine vollständige, so weit sich die Überfälle der Holfaten erstreckten. Kein Heuschreckenheer, kein Prärienbrand konnte gründlicher alles Leben verzehren und fressen. Das ganze Land von Segeberg und der Trave an bis nach Aldinburg und Lütjenburg, der ganze Dargau, Sufeler und Gutiner Gau, war in eine blutgetränkte Wüste verwandelt, über der der schrecklichste Tod mit weit ausgebreiteten Flügeln Verderben brütete für das Wendenreich. Noch hielten sich zwar die Wenden in Stargard=Aldinburg und Lütlinburg und an der Ostseeküste, sowie im Obotritenlande. Aber die Lebens- und Verkehrsader zwischen beiden Reichsteilen, dem Wagrischen und Obotritischen, war durchschnitten, und beide Teile mußten unfehlbar an gestörtem Blutumlauf dahinsiechen. Mit jenem, von den Holfaten verwüsteten Landstrich war zwischen die beiden Reichshälften ein Keil eingetrieben, der von nun an jeden innigen Zusammenschluß der beiden Teile zur Unmöglichkeit, vielmehr im natürlichen Verlauf der Dinge die Spaltung zwischen beiden immer klaffender und unheilbarer und die schließliche Auflösung beider zur unvermeidlichen Notwendigkeit machte. Und die Sachsen säumten nicht, den eingeschlagenen Keil mit den kräftigsten und wirksamsten Schlägen tiefer einzutreiben.

1) E. A. Th. Laspeyres I, 207.

Als Heinrich, der Stolze, sich durch die Vertreibung Adalberts wieder des sächsischen Herzogtums bemächtigt hatte, zog auch Adolf II. wieder in seine Grafschaft ein und wurde 1142 mit Wagrien belehnt, indes Heinrich von Bardewyde sich mit Lauenburg begnügen mußte.¹⁾ Mit bewunderungswürdigem, allein für die übrig gebliebenen Wenden tödlichem, Eifer nahm sich der Graf des entvölkerten und verödeten Wagriens an. Er forderte die Holsaten und Stormarn auf, das verlassene Land einzunehmen. Da diese aber für eine ausreichende Besetzung Wagriens selbst zu volkarm waren, sandte der Graf Boten nach Flandern, Holland, Utrecht, Westfalen und Friesland, um Colonisten heranzulocken in das „sehr gute, geräumige, fruchtbare, Fisch und Fleisch im Überfluß darbietende und mit den vorteilhaftesten Weiden gesegnete Land.“ So siedelten sich die Holsaten bei Segeberg und an der Trave an, sowie in dem Gebiet zwischen Zwentiveld (Bornhöved), Sualenbach und Plönersee; die Westfalen besetzten den Dargau, die Holländer den Utingau (Gutiner Gau), die Friesen den Sufelgau. Das Plöner Land blieb noch unbewohnt; die Slaven wurden auf das Albinburger und Lütjenburger Gebiet zurück- und an der Küste zusammengedrängt, wo sie zwar dem Grafen zinspflichtig waren, sich aber unter eignen Fürsten noch eine gewisse Selbständigkeit bewahrten und von nun an ganz und ausschließlich wurden, was sie seit einiger Zeit schon mit Vorliebe gewesen: furchtbare und gefürchtete Seeräuber.²⁾

Mit Hilfe der neu eingewanderten Colonisten erbaute Adolf II. an dem Ort Bucu die Stadt Lubeka, und schloß, um diesen Besitz zu sichern, Freundschaft mit dem Obotritenfürsten Niclot, was diesen jedoch nicht verhinderte, kurze Zeit später, als ein Kreuzheer gegen ihn im Anzug war und Adolf die verlangte

1) Helmold I, 56. 2) Ebenda I, 57.

Hilfe verweigerte, in das von den neuen Colonisten bewohnte Wagrien verheerend einzufallen.¹⁾

In dieser Zeit wurde durch Erzbischof Hartwig das Bistum Albinburg neu errichtet und dem heiligen Vicelin übertragen, wovon wir später in einem besondern Abschnitt berichten werden. Es war ein, schon gleich in seinen ersten Anfängen, aussichtsloser Versuch; denn ein Jahr später war Albinburg selbst ein Trümmerhaufen.

In dem Streit nämlich zwischen den drei dänischen Königsprinzen Suen, Waldemar und Kanut hatte sich Graf Adolf auf Kanuts Seite geschlagen und sich dadurch den Suen verfeindet. Suen rüstete ein Heer aus, stellte dasselbe unter den Oberbefehl Ethelers, fiel in Wagrien ein, zündete Albinburg an und verheerte die ganze Küstenlandschaft.²⁾

Etheler war ein geborner Ditmarscher und hatte, von den Dänen mit Geld unterstützt, sich durch Bestechung einen großen Anhang in Stormarn und Holstein geschaffen. Dies veranlaßte den König Suen, ihm den Oberbefehl über sein wagrishes Heer zu übertragen; und Etheler faßte den kühnen Plan, den Grafen Adolf aus dem Land zu vertreiben und die Grafschaft in Dänemark einzuverleiben. Die Zerstörung Albinburgs im Jahr 1150 war der erste Schritt in der Ausführung dieses Planes. Etheler fiel jedoch bald darauf im Kampf gegen Adolf beim Dorfe Schülpe an der Eider. Seine ganze Reiterschar wurde in diesem Kampfe dadurch aufgerieben, daß die Leute des Grafen den Pferden ihrer Feinde nach den Knieen schlugen und mit den stürzenden Pferden auch die geharnischten Reiter zum Stürzen brachten. Graf Adolf aber versöhnte sich später mit Suen, nachdem dieser den Kanut vertrieben hatte.³⁾

1) Helmold I, 63. 2) Ebenda I, 67. 3) Ebenda I, 67.

Wir stehen hier vor dem Zeitpunkt, wo Heinrich der Löwe in den Rahmen unsrer Chronik eintritt.¹⁾ Der Schrecken seines Namens beherrscht die folgenden Jahrzehnte und unter der Einwirkung dieses Schreckens vollziehen sich die letzten Todeszuckungen des wendischen Volks.

Über die Wagerwenden herrschte damals Pribislav. Sein Vertreter und Stadthauptmann für Albinburg war Rochel, ein Nachkomme Crutos, ein sehr großer Götzdiener und Seeräuber.²⁾ Doch hatte weder Pribislav noch Rochel seinen Wohnsitz in Albinburg. Denn als im Jahr 1156 der Chronikschreiber Helmold mit dem Bischof Gerold nach Albinburg kam, lag die Burg verödet und die Stadt bot einen unfählich traurigen Anblick. Die Mauern waren niedergedrissen, die Einwohner verschwunden, die Häuser nichts als Trümmerhaufen. Das einzige Gebäude, das noch unverfehrt stand, war die kleine Kapelle unterm Wall, die der heil. Bicelin errichtet hatte. Von dem Gottesdienst, den Gerold in der Kapelle celebrierte, hielten sich sämtliche Slaven, mit Ausnahme Pribislavs und einiger wenigen, fern. Aber selbst in den Momenten noch, wo das wendische Volk seiner völligen Auflösung mit raschen Schritten entgegenging, waren die edlen Züge nicht zu verkennen, die einst diesem Volk in seiner Jugendblüte eigen gewesen. Man fühlt es den Worten Helmolds, die er seinem Aufenthalt in Albinburg widmet, an, wie wohlthuend ihn diese lebenswürdigen Züge im Volkscharakter der Slaven berührten. Pribislav führte den Bischof und dessen Begleiter in seine, von Albinburg etwas entfernt gelegene Wohnung, wo er sie mit der herzlichsten Gastfreundschaft aufnahm und bewirtete. Nicht weniger als zwanzig Gerichte belasteten die Tafel. Und Helmold kann das Urtheil nicht zurückhalten, daß kein Volk, was Gastlichkeit

1) Helmold I, 68. 2) Ebenda I, 69.

Aus vergangenen Tagen.

angehe, ehrenwerter sei als die Slaven. „Was sie durch Ackerbau, Fischerei und Jagd erwerben, geben sie alles mit vollen Händen hin, und preisen den als den Tüchtigsten, der der Verschwendendichste ist, weshalb viele durch die Sucht, hierin Aufsehen zu erregen, sich zu Diebstahl und Raub verleiten lassen. Man entschuldigt diese häufig vorkommenden Verbrechen mit dem Streben nach Gastlichkeit. Denn nach dem Gebrauch der Slaven muß man, was man in der Nacht gestohlen hat, am andern Morgen unter seine Gastfreunde verteilen. Wer dem Fremden Aufnahme verweigert, wird für verrufen und gemein gehalten, und sein Haus und Hof darf man niederbrennen.“¹⁾

Bischof Gerold vergalt die genossene Gastfreundschaft auf eigentümliche Weise. Nach einem zweitägigen Aufenthalt bei Pribislav folgte er mit seiner Begleitung der Einladung eines reichen und angesehenen Slaven, namens Theßemar, der im jenseitigen Slavenlande d. i. jenseits des Albinburger Hafens wohnte. Auf seinem Zuge dahin kam er an dem alten Provehain vorüber, und der kleine, feurige Herr konnte es nicht unterlassen, seinem Glauben auf Kosten seiner Gastfreunde ein Opfer zu bringen. Er sprang vom Pferde, und, indem er seine Begleiter anfeuerte, ein Gleiches zu thun, zerschlug er mit eigener Hand die ausgezeichnet verzierten Vorderseiten der Thore, thürmte sämtliche Bäume des Hains um die heiligen Bäume herum zu einem Scheiterhaufen auf und zündete diesen an, worauf er mit seinen Genossen eiligst davonsprengte.²⁾ Ein besonderer Heldenmut war jedenfalls zu dieser That nicht erforderlich gewesen; denn es zeigte sich niemand, der den heiligen Hain gegen die christlichen Frevler verteidigte, niemand, der diese nach ihrer That verfolgte. Übrigens war hiemit das zweite große Heiligtum des slavischen Götzendienstes

1) Helmold I, 82. 2) Ebenda I, 83.

vernichtet, nachdem kurz zuvor der Tempel des Radegast zu Rethra samt den Gözenbildern und dem ganzen heidnischen Kultus durch Graf Adolf und Niclot zerstört worden war.¹⁾ Und daß für den einst so hochgerühmten Gott mit den Eselsohren keiner seiner Anhänger mehr eine Hand rührte, ist ein unverwerfliches Zeugnis dafür, wie weit die Agonie schon in dem Körper des wendischen Volks vorgeschritten war.

Etwa ein Jahr nach seinem ersten Besuch kam Gerold wieder nach Aldinburg. Ausgerüstet mit dem Schrecken Heinrichs des Löwen, hieb er die Gözenhaine nieder und erklärte sämtliche heidnischen Gebräuche für aufgehoben. Burg und Stadt waren noch verödet. Da erwirkte Gerold vom Grafen Adolf die Erlaubnis, in Aldinburg eine sächsische Ansiedlung anzulegen. In Wirklichkeit aber waren es keine Sachsen, sondern Holländer, welche sich jetzt in Aldinburg, Sipsdorf und Umgegend ansiedelten. Die Ansiedler erhielten ihr Land zum vollen Eigentum, zahlten aber von jeder Hufe eine Abgabe, den sogenannten Holländerschaz. Sie waren nicht den gewöhnlichen Gerichten unterworfen, sondern hatten eigene Gerichtsbarkeit, das sogenannte Hollische Recht, das sich bis an das Ende des Mittelalters erhielt. Zugleich erbaute Gerold in Aldinburg eine sehr ansehnliche Kirche, die mit Büchern, Gemälden und sonstigem Bedarf reichlich versehen ward, und die neben der Segeberger die einzige nordalbingische Kirche aus dem 12. Jahrhundert ist, welche aus gebrannten Steinen aufgeführt ist. Denn da aus spätern Jahrhunderten von keiner Kirchenzerstörung in Aldinburg mehr berichtet wird, so darf mit größter Wahrscheinlichkeit angenommen werden, daß die Umfassungsmauern der jetzigen Kirche eben die sind, welche Gerold

1) Helmold I, 71.

im Jahr 1157 aufführte. Die Kirche wurde dem heil. Johannes dem Täufer gewidmet; und bei der Einweihung waren auch Graf Adolf und seine fromme Gemahlin Mechthilde zugegen. Der Graf befahl bei dieser Gelegenheit dem Volk der Slaven, ihre Toten zur Bestattung auf den Kirchhof zu bringen und an den Festtagen in der Kirche zusammenzukommen, um das Wort Gottes zu hören. Zum Prediger ward Bruno aus Neumünster berufen. Er las dem Volk Predigten in slavischer Sprache vor. Die Slaven wurden auch fortan verhindert, bei den Bäumen, Quellen und Steinen zu schwören; solche, die wegen begangener Verbrechen angeklagt waren, mußten sie vor den Priester bringen, um sie durch das Eisen oder die Pflugschar zu prüfen. Damals hatten die Slaven einen Dänen ans Kreuz geschlagen. Dies meldete Bruno dem Grafen, der hierauf die Missethäter vor Gericht lud, ihnen eine Geldbuße auferlegte und diese Art von Todesstrafen ganz aus dem Land verbannte. ¹⁾

Um diese Zeit kam Suen, der Dänenkönig, auf seiner Flucht vor Kanut und Waldemar, nach Aldinburg. Suen hatte sich durch seine Grausamkeit die Gemüther seines ganzen Volks entfremdet, und als Kanut und Waldemar ihn auf Seeland plötzlich mit Heeresmacht überfielen, sah er sich von allen verlassen und mußte mit Weib und Kind fliehen. Er setzte nach Aldinburg hinüber und wurde von Graf Adolf mit vieler Höflichkeit durch sein Land geleitet, um bei seinem Schwiegersohn, dem Markgrafen Conrad von Wihin, ein Unterkommen zu finden. ²⁾

Hier blieb Suen ungefähr zwei Jahre. Allein die Unthätigkeit war ihm unerträglich. Er machte einen Versuch, sich Dänemarks wieder zu bemächtigen. Der

1) Helmold I, 83. 2) Ebenda I, 84.

Versuch, von der Landseite aus unternommen, schlug fehl. Da wandte sich Suen an Niclot, den Fürsten der Obotriten; und Herzog Heinrich der Löwe befahl den Slaven in Albinburg und Mecklenburg, ihm zu helfen. Auf albinburgischen und mecklenburgischen Schiffen gelangte Suen nach Daaland, und setzte es durch, daß Dänemark in drei Teile geteilt wurde, von denen Jütland dem Waldemar, Seeland dem Kanut und Schonen dem Suen zufiel. Hierauf wurde von Suen ein Friedensmahl angestellt, in der Absicht, sich der beiden eben versöhnten Gegner durch Meuchelmord zu entledigen. Kanuts Blut vermischte sich mit dem Wein, der den im Tumult umgestürzten Bechern entströmte; dem ebenfalls schon verwundeten Waldemar gelang es, indem er das Licht umstieß, im Dunkeln zu entfliehen. Kurze Zeit später aber ward Suen in einer Schlacht auf Seeland erschlagen. Waldemar bestieg den dänischen Königsthron, schloß Freundschaft mit dem Grafen Adolf und erwies ihm fürstliche Ehren.¹⁾

Heinrich der Löwe sollte mit Kaiser Friedrich zur Belagerung nach Mailand ziehen. Um während seiner Abwesenheit allen Unruhen vorzubeugen, lud er den König Waldemar zu einer Unterredung und schloß Freundschaft mit ihm. Bei der Gelegenheit bat der König den Herzog, ihm vor den Slaven, die ohne Aufhören sein Reich verwüsteten, Frieden zu verschaffen, und versprach ihm dafür mehr als 1000 Mark Silbers. Demnach befahl der Herzog den Slaven, vor ihm zu erscheinen und verpflichtete sie durch Befehl und Eid, bis zu seiner Rückkehr mit den Dänen und Sachsen Frieden zu halten. Und damit sie nicht in Versuchung gerieten, diese Gelöbniße zu brechen, befahl er, alle

1) Helmold I, 84.

Seeräuberschiffe der Slaven nach Lübeck zu bringen und seinem Abgeordneten vorzuführen. Die Slaven aber brachten nach ihrer gewohnten tollkühnen Dreistigkeit, und weil der Feldzug nach Italien so nahe bevorstand, nur wenig Schiffe und noch dazu sehr alte zur Schau, während sie die zum Krieg brauchbaren listigerweise zurückbehielten. Deshalb ließ Graf Adolf, um wenigstens sein Gebiet sicher zu stellen, durch die Ältesten des Wagrierlandes, den Marchrad in Zwentiveld (Bornhöved) und den Horno — Beide Holsaten —, mit Niclot in Güte dahin unterhandeln, daß er dem gräflichen Lande die Treue unverlezt bewahre. Und wirklich erfüllte Niclot dies Gesuch mit Treue und Redlichkeit. Gegen die Dänen aber hielten sich die Slaven an kein Gelöbniß gebunden. Von Albinburg und von Mecklenburg aus brachen sie, da der Herzog und der Graf lange Zeit wegblieben, den Frieden in Dänemark, und es gelang dem Bischof Gerold nur mit außerordentlicher Mühe, das Land vor der Rache Waldemars zu schützen und einen Waffenstillstand bis zur Rückkehr des Herzogs und des Grafen zu vermitteln. Sofort nach der Heimkunft des Herzogs ward ein Landtag nach Berenborde (Barförde im Kirchspiel Hittbergen) ausgeschrieben. Waldemar klagte persönlich dem Herzog alles Leid, das ihm die Slaven zugefügt. Diese selbst waren nicht erschienen. So wurde denn gegen sie in ihrer Abwesenheit beschlossen. Sie wurden in die Acht erklärt; und Feuer und Schwert vollzogen die Acht an ihnen in erschreckend ausgiebiger Weise.¹⁾ Immer mehr verengte sich das Gebiet, auf dem den Slaven noch eine einigermaßen freie Bewegung ermöglicht war; und was Feuer und Schwert nicht fraßen, das sogeu in stiller, aber um so wirksamerer Weise die immer näher heranrückenden Kolonisten auf. Das Feuer fraß die Wohnungen, das

1) Helmold I, 86.

Schwert durchbohrte die Glieder; die sächsischen Kolonisten sog den Slaven das Leben aus.

Im Juni 1164 lagerte sich Graf Adolf bei Berchen, zwei Meilen von Demmin. Es galt einen großen Kreuzzug gegen die östlichen Slaven. Herzog Heinrich und König Waldemar waren im Anzug. Bis zu ihrer Ankunft sollte die Entscheidungsschlacht verschoben werden. Allein die Slaven in Demmin waren von allen Bewegungen im Lager des Grafen aufs genaueste unterrichtet. Vor Ankunft der Hilfsvölker kam's zur Schlacht am 6. Juli 1164. Graf Adolf fiel; das Lager der Sachsen wurde von den Slaven geplündert; das kleine Heer stand in Gefahr, von der Übermacht der Feinde völlig aufgerieben zu werden. Die Aldinburger Slaven hatten verräterisches Spiel getrieben. In Adolfs Kriegerschar aufgenommen, hatten sie den Feinden alles, was beim Heer vorfiel, durch heimliche Kundschafter hinterbracht. Ihr Verrat schien gelungen. Durch eine wunderbare Fügung Gottes aber wendete sich im Augenblick der höchsten Gefahr das Kriegsglück zu Gunsten der Germanen. Das Heer der Slaven löste sich in wilde, regellose Flucht auf, und 2500 ihrer tapfersten Krieger bedeckten das blutige Schlachtfeld. Der Herzog war bei seiner Ankunft tief erschüttert, ließ zunächst die Leiche Adolfs in Stücke zerschneiden, ausbrennen und einbalsamieren, um sie später im Grabe seines Vaters zu Minden beizusetzen, und überschwemmte dann, von Waldemar unterstützt, wie ein verheerender, grimmiger Waldstrom das ganze Land der Obotriten und Pommern, alle festen Mauern vor sich niederreißend, die Bewohner in heilloser Furcht und panischer Flucht vor sich hertreibend, das ganze Land in eine graufige Wüste verwandelnd. Was sich von Slaven noch in irgend welchen Winkeln geborgen und gerettet hatte, wurde durch die infolge der Verheerung hereinbrechende Hungerstnot gezwungen, scharenweise

in die Nachbarländer zu fliehen, von wo sie ohne alles Mitleid an die Polen, Soraben oder Böhmen verkauft wurden.¹⁾

Nach dieser Vernichtung der Slaven, die auch die Albinburger schwer betraf, kam Waldemar mit Heinrich zusammen und zahlte ihm eine große Summe Geldes, weil sein Land durch ihn von den Verheerungen der Slaven befreit war. Da begannen alle Inseln der Dänen bewohnt zu werden, weil die Seeräuber verschwanden und die Raubschiffe zerstört wurden. Der König und der Herzog aber kamen überein, die Tribute aller der Völker, die sie zu Land wie zu Wasser überwinden würden, gemeinsam unter sich zu teilen.

So wurde die Macht des Herzogs größer als die aller seiner Vorgänger. Er beugte die Nacken der Empörer und brach ihre Burgen, vertilgte die Räuber und machte Frieden im Lande, erbaute die stärksten Festen und erwarb ein ungeheures Vermögen.²⁾

1168 hatte Waldemar Rügen erobert, den Swantevit verbrannt und die Rugianer zinspflichtig gemacht. Herzog Heinrich verlangte, nach der getroffenen Verabredung, die Hälfte des Zinses. Und als Waldemar dies verweigerte, rief Heinrich die Slaven zum Einfall in Dänemark auf. Es war die letzte große Seeräuberexpedition, die von Albinburg ausging; und es liegt eine seltsame Ironie der Geschichte darin, daß diese Expedition auf Anstiften und Befehl des Mannes erfolgte, der dazu berufen war und es als seine Lebensaufgabe erkannt hatte, die Seeräuberei auszutilgen. Ein Wink des Herzogs genügte; wie im Nu waren die Seeräuberschiffe, die zuvor verschwunden schienen, nicht bloß wieder vorhanden, sondern auch ausgerüstet; die Slaven besetzten die reichen Inseln der Dänen und sättigten sich nach langem Fasten an deren Schätzen.³⁾

1) Helmold II, 4. 2) Ebenda II, 6. 3) Ebenda II, 12.

Lange schwieg der König der Dänen; denn — so erzählt Helmold — die Könige der Dänen, welche, träge und schlaff, beständig schmausen und zechen, haben selten einmal Gefühl für die Plagen, von denen ihr Volk betroffen wird. Endlich aber zog Waldemar ein großes Heer zusammen und schickte seinen unehelichen jungen Sohn Christoph, unter Leitung des Bischofs Absalom, mit 1000 Geharnischten nach Albinburg (1170). Diese verheerten die ganze Küstengegend und plünderten in der eben wieder aufblühenden Stadt, was zu plündern war, verschonten aber die Kirche, sowie Alle, welche sich in dieselbe geflüchtet hatten, und rührten die Habe des Priesters Bruno nicht an.

Was die Slaven bei diesem Überfall verloren hatten, das holten sie sich durch Plünderung der dänischen Inseln zehnfach wieder. „Sie sind nämlich,“ sagt die Chronik, „mit Hintansetzung der Vorteile des Ackerbaues, zu Seeunternehmungen stets bereit, geben sich auch beim Häuserbau keine große Mühe, vielmehr verfertigen sie Hütten aus Flechtwerk, die ihnen zur Not Schutz gegen Sturm und Regen bieten. So oft ein Krieg ausbricht, verbergen sie ihr gedroschenes Getreide, sowie Gold, Silber und Kostbarkeiten in Gräben, Weib und Kind in den festen Plätzen oder Wäldern, so daß den Feinden nichts zu plündern bleibt, als die Hütten, deren Verlust sie leicht ertragen. Mit den Dänen sich zu messen, macht ihnen Freude; nur den Herzog fürchten sie, der ihnen Gebiß ins Maul gelegt hat und sie lenkt, wohin er will. Er erklärt den Frieden, und sie gehorchen; er befiehlt den Krieg, und sie sagen: da sind wir.“¹⁾

Endlich mußte Waldemar sich entschließen, die Forderungen des Herzogs zu bewilligen; die Freundschaft zwischen Beiden wurde erneuert und den Slaven

1) Helmold II, 12.

verboten, fortan Dänemark anzugreifen. „Diese aber schauten gar traurig darein zu dem Bündnis der Herrscher.“¹⁾

Von nun an verschwinden die wagriscen Slaven aus der Geschichte. Sie mögen noch eine Zeitlang vom Aldinburger Hafen aus einen kümmerlichen Seehandel betrieben haben; ihre Zeit war aus; und ihre letzten Überreste im aldinburger und Lütjenburger Gebiet erliegen allmählich, in ihrem heidnischen Volkscharakter ungebrochen, der Macht der germanischen Kultur, welche von den Kolonisten in unwiderstehlichem Vorwärtsdrängen bis an den äußersten Rand des baltischen Meeres getragen wird.

Die Wagerwenden waren der edelste und bildungsfähigste Zweig an dem slavischen Volksstamm gewesen. Wie die Sachsen die letzten heidnischen unter den deutschen, so waren die Wenden die letzten heidnischen unter den slavischen Stämmen. Beide widersetzten sich mit verzweifelter Standhaftigkeit dem Vordringen des christlichen Princips; beide wurden durch blutige Gewalt zur Unterwerfung gezwungen. Aber jene gingen aus dem Läuterungsfeuer dieses Kampfes in herrlich verjüngter und veredelter Kraft hervor; diese gingen in ihm zu Grunde. Das ist der Unterschied in dem Kulturberuf der Germanen und der Slaven.²⁾

Der große Kampf zwischen den beiden Völkern, deren Vertreter wir zuerst im Farnho einander gegenüberstehen sahen, war ausgekämpft. Ungeheure Ströme von Blut waren geflossen; die Wenden waren vom Erdboden verschwunden. Aber das große Trauerspiel dieses Kampfes hatte gleichwohl mit einem versöhnenden Schluß geendet. Daß die Wenden untergingen, war unvermeidlich, nachdem sie sich selbst die einzige Quelle der Volkserneuerung versiegelt hatten; daß

1) Helmold II, 14. 2) Dehio II, 38.

ihre letzte Kriegsthat aber den deutschen Interessen zum Sieg verhalf über die dänischen, das sichert ihnen eine dankbare Erinnerung im Herzen der deutschen Nachwelt.

Mit dem Verschwinden der Wagerwenden hörte die Plage der Seefahrer auf und die Wut der Stürme verbrauste. Die, welche von Dänemark nach dem Slavenlande hinüberwolften, hatten jetzt einen sichern Weg, den von dem Augenblick an, wo alle Hindernisse beseitigt und die Seeräuber aus dem Wege geräumt waren, Weiber und Kinder gefahrlos zurücklegten. Das ganze Gebiet der Slaven von der Eider bis nach Mecklenburg, einst durch räuberische Anfälle unsicher und öde gemacht, verwandelte sich durch Gottes Gnade in eine einzige große Ansiedelung der Sachsen, in welcher Städte und Dörfer erbaut wurden, die Zahl der Kirchen und Diener Christi von Jahr zu Jahr wuchs, und der Reichtum der Bewohner über alle Berechnung hinaus zunahm. 1) Das ganze Land wurde später an geistliche Stiftungen, wie Lübeck, Cismar und Breez, und an die Mitglieder der Ritterschaft ausgeteilt, woher es kommt, daß ein so großer Teil des wagrischen Landes noch heute aus Rittergütern besteht. Adel und Geistlichkeit haben sich im Lauf der Zeit fast vollständig in diese Provinz geteilt. Die Kolonisation wurde später besonders durch die Geistlichkeit fortgesetzt. Auf den Gütern der Ritterschaft, zu deren ältesten Namen die Ranzow, Ratlow, Tralow, Qualen, Wisch, Berdöhl u. a. gehören, geriet der Bauernstand, der zuerst einzig zur Lieferung eines Zehnten an Fürst oder Kirche verpflichtet war, und ebenso der Rest der Slaven in volle Leibeigenschaft und Armut. 2)

1) Helmold II, 14 u. I, 88. 2) Waitz.

9. Wicelin.

Unter den Chronikbildern aus der Vergangenheit Oldenburgs dürfen die Porträte der beiden letzten Oldenburger Bischöfe nicht fehlen. Sie sind beide von dem Pfarrer in Bosau gemalt. Ob wirkliche Porträte, ob reine Phantasiegemälde, ob zumteil dies, zumteil jenes, — wer will das heute noch entscheiden? Jedenfalls ist's ein thörichtes Beginnen, wenn man einzelne Partien des Gemalten abkratzt, um angeblich die historische Zeichnung genauer und deutlicher hervortreten zu lassen. Man zerstört nur das, was als unverlehtes Ganzes und als Werk eines alten Meisters doch immerhin seinen wohlbemessenen Eindruck macht; und man hinterläßt zuletzt ein wüßtes, zerkratztes und zerrissenes Stück Leinwand, an dem niemand mehr Freude hat. Wir geben also die beiden Bilder so, wie Helmold sie gemalt hat. Wem sie nicht gefallen, der möge sich andre malen, soll aber diese unverleht lassen!

Zuerst das Bild Wicelins, des sogenannten Apostels der Wagrier, des vorlehten Bischofs von Oldenburg!

Wicelin war in Hameln an der Weser von Eltern geboren, welche sich mehr durch Zucht und Sitte, als durch Adel des Geschlechts und der Geburt auszeichneten. Er war kaum über die Anfangsgründe des Wissens, welche ihm von der Domgeistlichkeit beigebracht wurden, hinaus, da starben seine Eltern, und er verbrachte von nun an seine Jünglingsjahre in Sinnenlust und Leichtfertigkeit. Sein väterliches Erbe war bald durchgebracht, und der völlig verarmte und unwissende Jüngling mußte es als eine besondere Gunst Gottes preisen, daß ihm die edle und mitleidige Herrin von Eberstein freundliche Aufnahme auf ihrer Burg gewährte. Aber seines Bleibens war hier nicht lange. Infolge einer äußerst derben

Lektion, die ihm wegen seiner grenzenlosen Unwissenheit der mißgünstige Burgkaplan in Gegenwart vieler Zeugen angedeihen ließ, entfloß er in tiefster Beschämung und ohne Abschied zu nehmen aus dem gastlichen Hause, und begab sich nach Paderborn, wo damals der berühmte Magister Hartmann lehrte. Als dessen Tisch- und Hausgenosse studierte er mit einem so glühenden Eifer und ehernen Fleiß, daß er bald sämtliche Gefährten überflügelte und seinem Lehrer als Gehilfe zur Seite stehen konnte. Er erkor sich den heiligen Nicolaus als Patron und fühlte sich hoch beglückt, als er einst an einem Geburtstag seines Patrons einer Engelvision gewürdigt ward.

Einen tiefgreifenden Einfluß auf die Gestaltung seines religiösen Lebens gewann sein Oheim Ludolf, der damals als Pfarrer von Feule in hoher Verehrung stand, und dessen Beichtstuhl großen Zulauf von nah und fern hatte. Nach des Oheims Tode folgte Vicelin einem Ruf nach Bremen. Als Lehrer der dortigen Schule entfaltete er eine äußerst energische Wirksamkeit. Seine bedeutende Lehrgabe gewann ihm die Liebe des Erzbischofs Friedrich (1105—1123) und die Achtung aller begabteren und tüchtigeren Schüler, die er zu wirklich gebildeten und freien Menschen machte. Dagegen zog er sich durch seine unnachsichtige Sittenstrenge den Haß aller Zech- und Lustbrüder der dortigen Kirche zu, und von den weniger charakterfesten Jünglingen vertrieb er eine nicht geringe Zahl durch seine oft maßlosen und grausamen Züchtigungen aus der Schule.

Nach Verlauf etlicher Jahre verließ er, zum großen Leidwesen des Bischofs und der Kirchenoberen, die durch seine rastlose Thätigkeit zu hoher Blüte gediehene Schule und begab sich nach Frankreich, um sich unter der Leitung der ausgezeichneten Schriftklärer Rodolf und Anselm den höheren Studien zu widmen. Sein lobenswerter Wandel und ein

brennender Vertrieb, der stets das Wichtige und Fördernde im Auge behielt, erwarben ihm die Gunst seiner Lehrer. In ascetischem Eifer gelobte er, von nun an dem Genuß des Fleisches zu entsagen, ein härenes Gewand auf dem bloßen Leibe zu tragen, und mit den höhern Diensten der Kirche in nähere Verbindung zu treten. Bisher nämlich hatte er sich, im Gefühl seiner sinnlichen Schwäche, gescheut, einen höhern Grad der Priesterweihe nachzusehen. Jetzt aber hatten das reifere Alter und eine lange Übung in der Enthaltbarkeit seinen Charakter gestählt und ihm eine männliche Festigkeit verliehen. So reiste er denn nach dreijährigen Studien in die Heimat zurück und ließ sich vom Bischof Northbert in Magdeburg zum Priester weihen.

Hier vernahm er das Gerücht, daß der Slavenkönig Heinrich in Lubeka sich geneigt zeige, unter den Slavenvölkern eine christliche Mission einzurichten. Sofort begab er sich zum Erzbischof Adalbert nach Bremen, ließ sich von diesem mit einem Sendamt unter den Heiden betrauen und reiste, in Begleitung der Priester Rodolf und Ludolf, nach Lubeka, wo ihnen von Heinrich große Ehre erwiesen und die Kirche zu Lubeka als Station für ihre missionarische Wirksamkeit übergeben wurde. Allein, als sie eben wieder nach Sachsen zurückgekehrt waren, um ihre häuslichen Angelegenheiten zu ordnen, traf sie die schmerzliche Kunde von Heinrichs Ableben (1126).

Der Plan der slavischen Mission war vorerst vereitelt. Doch bot sich Vicelin kurze Zeit darauf Gelegenheit, das Werk von einer andern Seite her in Angriff zu nehmen. Als er sich nämlich im Gefolge des Erzbischofs Adalbert in Meldorf aufhielt, kamen die Bewohner des Gaues Faldera und baten um einen Pfarrer. Mit Freuden ergriff Vicelin das Anerbieten des Erzbischofs, den Männern aus Faldera zu folgen und von hier aus, auf der Grenze zwischen

dem Sachsen- und Slavenlande, der Mission unter den Slaven näher zu treten. Von dem Ältesten des Wagrierlandes, Marchrad, geleitet, kam er nach Wippen-
dorf (Neumünster). Das Land war eine wüste, unfruchtbare Haide, das Wesen der Einwohner roh und ungebildet, ihre Religion ein bloßes Namenchristentum. Noch herrschte die Verehrung von Hainen und Quellen und mancherlei Aberglaube. Vicelin aber begann sein Werk in echt apostolischer Weise. Er predigte von der Buße, von der Herrlichkeit Gottes, von den Freuden der zukünftigen Welt und von der Auferstehung des Fleisches; und beim Klang dieser bisher ganz unbekanntem Lehre strömte das Volk der Nordelbinger in großen Scharen herbei, um des Gnadenmittels der Buße theilhaftig zu werden. Die sofort unternommenen Besuchsreisen nach den umliegenden Kirchen gaben dem Missionär reichliche Gelegenheit, den Gemeinden Ermahnungen des Heils zu geben, Irrende zurecht zu weisen, Uneinige zu versöhnen, und die abgöttischen Haine sowie abergläubische Gebräuche zu vertilgen. Und sowie der Ruf seiner Heiligkeit sich verbreitete, sammelte sich um ihn eine größere Anzahl von Geistlichen und Weltlichen, um, durch ein eheloses Leben untereinander verbunden, im Gebet und Fasten zu beharren, Werke der Frömmigkeit zu üben, die Kranken zu besuchen, die Dürftigen zu unterstützen, und sowohl für ihr eignes, als für ihrer Nächsten Seelenheil zu sorgen.

Für die Bekehrung der Slaven, welcher Vicelin sein besonderes Interesse zugewandt hatte, war die Zeit noch nicht gekommen. Zwar fand ein Besuch Vicelins bei Zwentepolch, dem Sohne Heinrichs, günstige Aufnahme und führte zur Übersiedelung der Priester Rudolf und Volkward nach Lubeke. Allein eine Wirksamkeit konnten diese Priester nur unter den neuangesiedelten Kaufleuten daselbst entfalten, und auch diese engbeschränkte Thätigkeit fand durch einen

Überfall der Rugianer ein jähes Ende. Ebenso ging die vielversprechende Herrschaft des Anut Latward, der häufig in freundschaftlicher Weise bei Bicelin und seinen Brüdern in Wippendorf einkehrte, zu kometenartig und spurlos vorüber. Und ein klug ausgedachter Plan Bicelins endlich, die Christianisierung des Slavenlandes von Segeberg aus zu betreiben, ward im Entstehn vereitelt.

Bicelin hatte nämlich den Kaiser Lothar in Barde-
wied aufgesucht, um ihn für die Mission unter den
Slaven zu erwärmen, und hatte mit kluger Berechnung
in Vorschlag gebracht, auf dem Alberg eine königliche
Burg anzulegen. Der Kaiser ging bereitwillig auf
den Vorschlag ein. An der Erbauung der Burg
mußten auch die slavischen Fürsten sich beteiligen.
Und als einer dieser Letzteren den andern fragte:
„Wer hat uns dies Unglück angerichtet und dem König
diesen Berg verraten?“ antwortete der andre, indem
er auf Bicelin deutete: „Siehst du den kleinen Mann
mit dem kahlen Haupt, der dort beim Könige steht?
Der hat dies Unglück über uns gebracht.“ Gleichzeitig
mit der Erbauung der Burg ordnete der Kaiser auch
die Gründung einer Kirche am Fuß des Berges an,
zu deren Unterhalt er den Ertrag von sechs oder
mehreren Orten urkundlich festsetzte. Die Verwaltung
aber des Kirchenbaues wurde dem Bicelin übertragen,
und ihm zugleich ans Herz gelegt, Ansiedler heran-
zuziehen. Das Werk der Slavenbekehrung schien also
einen festen Mittelpunkt gefunden zu haben. Da
starb Lothar, und Pribislav drang von Lubek aus
mit einer Räuberschar nach Sieberg vor, zerstörte
die Feste und sämtliche Sachsenniederlassungen, sowie
das neue Bethaus und das eben erbaute Münster.
Der Priester Volker ward mit dem Schwert durchbohrt;
die übrigen geistlichen Brüder flüchteten nach Faldera.
Fast zur selben Zeit mit diesem Überfall Pribis-
lavs in Sieberg erfolgte ein Überfall des Rugianers

Race in Lubeka, wodurch die dortigen Priester ebenfalls genötigt wurden, nach Faldera zu fliehen.

Darüber ward Bicelin mit großer Trauer erfüllt, warf sich aber um so brünstiger aufs Beten und Fasten, und ward zum Ersatz für diese äußern Verluste vom Herrn mit der Gabe ausgerüstet, Kranke zu heilen und Geister auszutreiben, wovon einige Beispiele erzählt werden. Von größerem Wert freilich als diese zweifelhaften Heilungen von Besessenen, war jedenfalls der geistliche Zuspruch, mit dem Bicelin die Nordalbinger und insbesondere seine Hofsaten aufrichtete, als die Wut der Slaven, nach der Einnahme Sigebergs, das ganze Land zur Einöde machte.

Nachdem die Slaven in die Gegend von Aldenburg und Lütjenburg zusammengedrängt waren, erhielt Bicelin die ihm vormals durch Kaiser Lothar verliehenen Besitzungen bei Sigeberg zurück. Er erbaute sofort wieder die Kirche am Fuß des Alberg, ließ aber das Bethaus, wegen der Übelstände, die der Marktverkehr zur Folge hatte und wegen des lauten Getriebes auf der Burg, nicht wieder in Sigeberg, sondern durch den Priester Volkward im benachbarten Cuzzalin oder Hagerestorf erbauen und gab ihm den Propst Thetmar als Vorsteher. Ebenso wurden an andern passenden Orten Kirchen erbaut, welche Bicelin von Faldera aus mit Pfarrern und Altargeräten versah.

Allein die Kette der Sorgen und Betrübniße sollte für Bicelin noch lange nicht geschlossen sein; sie lief fast ohne Unterbrechung, und gegen Ende immer mächtiger werdend, bis in seinen Tod hinein.

Es erfolgte der Überfall Niclots: der Priester Rudolf in Lubeka wurde von tausend Wunden zerfleischt, die Vorstadt Sigeberg verheert, Süßel nur durch den Heldenmut des Priesters Gerlav gerettet. Der Überfall zog eine Hungersnot nach sich: Bicelin legte allen Bewohnern von Faldera und Cuzzalin ans

Aus vergangenen Tagen.



Herz, der Armen zu gedenken; und insbesondere Thetmar entfaltete hier eine bewunderungswürdige, unermüdlige Thätigkeit. Kurze Zeit darauf ward die Vorstadt Sigeberg wieder durch Etheler in Brand gesteckt. Und nun kam das, was sich zuerst wie ein Füllhorn der Ehren, Reichtümer und Würden präsentierte, bald aber sich als eine Pandorabüchse erwies, die den alten geplagten Mann mit tausendfachen Leiden und Demütigungen überschüttete.

Im Jahr 1149 beschloß Erzbischof Hartwig von Bremen-Hamburg, um nicht ganz ohne Suffraganbischöfe zu sein, die vor Zeiten eingegangenen Bistümer des Slavenlandes wiederherzustellen. Demnach weihte er zu Horseveld den hochbejahrten Vicelin zum Bischof von Altdinburg, den Emmehard zum Bischof von Mecklenburg, und schickte beide „ins Land des Hungers und der Entbehrung, wo der Sitz des Satans war und die Wohnung jeglichen unreinen Geistes.“

Diese Bischofsnennungen geschahen aber ohne Vorwissen und Zustimmung des Herzogs und des Grafen. Die Folge war, daß die Freundschaft zwischen Vicelin und den Fürsten gestört ward, und der Graf die Behnten des Bischofs einzog. Vicelin begab sich persönlich zum Herzog. Dieser verlangte, daß der Bischof die Einkleidung von seiner Hand empfangen sollte. Vicelin glaubte, dies Recht nur dem Kaiser zuerkennen zu dürfen und bat um Frist, um den Rat des Erzbischofs einzuholen. Auf der Reise nach Bremen aber ward er zu Bardewieck von einer Lähmung befallen, an der er bis zu seinem Ende litt. Kaum wieder einigermaßen hergestellt, setzte er die Reise nach Bremen fort. Der Erzbischof, sowie der gesamte Clerus waren einstimmig gegen eine Einwilligung in das Verlangen des Herzogs, und Vicelin fügte sich. Infolge dessen geschah, was bei einer solchen Lage der Dinge nicht ausbleiben konnte. Dem Gedeihen der jungen bischöflichen Pflanzung wurden

die mannigfachsten Gemmiſſe bereitet; und Vicelin trug hieran ſehr ſchwer. Nicht minder aber ſetzten ihm die mancherlei Kränkungen zu, die ihm der Erzbischof ſelbſt dadurch bereitete, daß er in der rückſichtsloſeſten Weiſe die Beſitzungen der Kirche zu Faldera auseinanderriß.

So fand ſich Vicelin, ſeitdem er den Biſchofstitel erhalten, wie mit Banden gefeſſelt und mußte jedermann um Schutz anſehen. In ſelbſtverleugnender Treue waltete er ſeines biſchöflichen Amtes, beſuchte die Kirchen ſeiner Diöceſe, ſpendete den Gliedern ſeiner Gemeinden die Ermahnungen zum Heil ihrer Seelen und verabreichte ihnen nach ſeiner amtlichen Befugniß die geiſtlichen Gaben, obwohl er ſelbſt von ihnen keinerlei weltliche Gaben einerntete; denn die Zehnten zog der Graf ein. Er weihte das Bethaus in Cuzzalin ein, vollzog die heilige Weihe an der Kirche zu Bornhöved und an einem Altar zu Lubek; und kam nach Albinburg, wo er begann, den Barbaren den Weg der Wahrheit in Chriſto zu zeigen, indem er ſie ermahnte, ihre Gözenbilder zu verlaſſen und hinzueilen zum Bade der Wiedergeburt. Indes wandten ſich nur wenige Slaven zum Glauben. Der Biſchof aber beſoldete Holzhauer, um ein Heiligtum zu errichten, und legte eine kleine Holzkirche neben dem ſtädtiſchen Wall an, wo alles Volk am Sonntag zum Markt zuſammenzukommen pflegte.

So kümmerlich in jeder Beziehung war's um das Biſtum Vicelins beſtellt.

Die nackte Noth zwang endlich den Biſchof, ſich der Forderung des Herzogs zu fügen. In Lüneburg, wo Heinrich der Löwe damals ein Heer ſammelte, um nach Bayern zu ziehen, nahm Vicelin den Stab aus des Herzogs Hand mit den Worten: „Ich bin wegen Deſſen, der ſich um unfertwillen gedemütigt hat, bereit, mich ſelbſt einem von Euern Hörigen zu eigen zu geben, geſchweige denn Euch, dem der Herr eine ſo

ausgezeichnete Stellung unter den Fürsten verliehen hat, sowohl durch den Adel Curer Geburt, als durch die Größe Curer Macht.“ Hierauf verlieh ihm der Herzog vorläufig das Dorf Bosau mit Dulzaniza und erwirkte bei dem Grafen die Übertragung des halben Zehnten auf den Bischof. Bis eine Hütte für den Bischof in Bosau erbaut war, lagerte Vicelin unter einer Buche der Insel. Hierauf begann er, eine Kirche zu Ehren des heiligen Petrus zu erbauen, und ließ sich Haus- und Ackergeräte von Faldera und Cuzzalin kommen.

1152 schrieb der Kaiser einen Hoftag nach Merseburg aus. Trotz seines Alters und seiner Gebrechlichkeit zog Vicelin mit seinem Erzbischof dahin, um die Interessen seines Bistums zu wahren. Der Erzbischof riet ihm, die Einkleidung von der Hand des Kaisers nachzusuchen; Vicelin aber, der wohl erkannte, daß er dadurch den unversöhnlichen Grimm des Herzogs entzünden würde, verweigerte dies aus Rücksicht auf das Wohl seiner Kirche, und, müde dieser öden Rolle, die ihn zum Spielball zwischen einem ehrgeizigen Priester und einem nicht minder ehrgeizigen Fürsten machte, kehrte er in seinen Sprengel zurück, — um von einem neuen, schweren Schlag betroffen zu werden. Sein einziger Herzensvertrauter, der Propst Thetmar, war aus der Zahl der Lebenden geschieden.

Das war zu viel für den von Kummer und Not gebeugten Greis. Gleichwohl begann er in Bosau das Wort des Heils zu verkündigen, vollzog die Mysterien, brachte Gott das heilige Opfer dar und betete darauf, am Altar niederknieend, zu dem Gott der Stärke, daß er Seinen Dienst hier wie im ganzen Slavenlande ausbreiten möge. Seine Zuhörer, — keine Slaven, sondern deutsche Ansiedler — ermahnte er, den Mut nicht sinken zu lassen, sondern in der Hoffnung auf bessere Zeiten Geduld und Ausdauer zu beweisen; denn der Dienst des wahren Gottes werde sich binnen

kurzem im Slavenlande außerordentlich heben. Aber so sehr er Andere zu stärken suchte: seine eigne Kraft war gebrochen. Im Gefühl eines Abschieds für immer, sagte er dem Priester Bruno und den Übrigen, welche er diesem Ort vorgesezt hatte, Lebewohl, stärkte ihre Hände im Herrn und kehrte nach Faldera zurück. Es war seine letzte Reise. Sieben Tage nach seiner Rückkehr traf ihn ein neuer Schlaganfall, der ihm die ganze rechte Seite und die Zunge lähmte. Es war ein erschütternder Anblick, den unvergleichlichen Redner und großen Lehrer, der sonst in so hohem Grade von fromm ermahnenden und die Wahrheit verteidigenden Worten überströmte, nun zu jeder Thätigkeit und zu jedem Wort unfähig zu sehen. Und damit er auch von der schmerzlichsten Erfahrung großer Männer nicht verschont bleibe, damit der Kelch seiner Leiden bis zum Überfließen gefüllt werde, gaben es ihm nicht Wenige mit dem beißenden Hohn des Undanks zu fühlen, daß sein Leiden eine wohlverdiente Strafe Gottes sei. Alle ärztliche Hilfe war vergeblich. 2 $\frac{1}{2}$ Jahre dauerte für den unglücklichen Dulder die Qual, auf seinem Schmerzenslager weder sitzen noch liegen zu können. Aber nur die allerheftigsten Schmerzen konnten ihn abhalten, der Messe und dem heiligen Abendmahl beizuwohnen. Sonst ließ er sich regelmäßig zur Kirche tragen; und mit so schmerzlichem Seufzen, mit so inniger Herzensklage rief er den Herrn an, daß, die es hörten, sich der Thränen nicht erwehren konnten.

Am 12. Dezember 1154 endlich erlöste ihn der Herr von seinen Leiden, nachdem er fünf Jahre und neun Wochen Bischof gewesen. Sein Leichnam wurde in der Kirche zu Faldera bestattet, wobei Bischof Ewermod das Hochamt celebrierte. Zum Heil seiner Seele wurden Almosen verabreicht und Messen gelesen. Er erschien Verschiedenen in nächtlichen Gesichten und heilte während einer solchen Vision eine

blinde Frau, daß sie wieder sehen konnte wie zuvor. Später wurden seine Gebeine nach Bordesholm und er selbst unter die Heiligen versetzt. Aber das Mißgeschick, das ihn während seines Lebens verfolgte, blieb ihm auch nach seinem Tode treu. Er brachte es niemals weiter als zu Ernennungen. Er wurde zum Missionär ernannt und blieb ein Missionär ohne Missionsfeld; er wurde zum Bischof ernannt und blieb ein Bischof ohne Bistum; er wurde zum Heiligen ernannt und blieb ein Heiliger ohne Verehrung.

10. Gerold.

Nach Vicelins Tode trennten sich die Brüder zu Faldera vom Bistum Aldinburg und erwählten sich einen Propsten in der Person Eppos.

Die Wahl des neuen Bischofs stand beim herzoglichen Hofe. Es war aber damals ein Priester Namens Gerold, ein geborner Schwabe, Kaplan des Herzogs. Der war in der heiligen Schrift so wohl bewandert, daß er in Sachsen nicht leicht seines gleichen hatte. Er barg in einem kleinen Körper einen großen, feurigen Geist, war Meister der Schule zu Braunschweig und Domherr daselbst und wegen seines enthaltamen Lebens vom Herzog geschätzt. Keusch an Leib und Seele, fühlte er sich am fürstlichen Hofe nicht heimisch und sehnte sich darnach, unter seinem Bruder Konrad, dem Abt von Riddagshausen, ins Kloster zu treten. Als jedoch Vicelins Tod bekannt ward, überredete die Herzogin ihren Kaplan, sofort in Begleitung des aus Cuzzalin herbeigerufenen Propsten Rudolf nach Wagrien zu ziehen und sich zum Bischof wählen zu lassen. Volk und Geistlichkeit kamen den herzoglichen Wünschen durch ihre einstimmige Wahl entgegen. Mit Erzbischof Hartwig aber gab es Schwierigkeiten.

Dieser hatte sich nämlich einer Verschwörung gegen Heinrich den Löwen angeschlossen, und befand sich, vom

Herzog an der Rückkehr in sein Erzbistum verhindert, seit beinahe Jahresfrist in Ostachsen. Als nun Gerold, der der erzbischöflichen Weihe bedurfte, den streitbaren Kirchenfürsten in Sachsen suchte, fand er ihn in Merseburg eben damit beschäftigt, das Bistum Aldinburg auf einen Andern zu übertragen, unter dem Vorgeben, eine Kirche, die, wie die wagrische, noch unreif und dazu so gut wie menschenleer sei, könne ohne seine Erlaubnis überhaupt nicht wählen, noch etwas entscheiden. Die Wagrier indessen erwiesen die Gültigkeit ihrer Wahl und Hartwig vertagte schließlich die Entscheidung bis auf seine Rückkehr nach Bremen. Gerold aber, der zu dieser Entscheidung kein Vertrauen hatte, sandte seine Begleiter nach Bagrien zurück, und reiste selbst nach Schwaben, um von da aus dem in Italien befindlichen Herzog von seiner Lage Kunde zu geben. Der Wunsch des Herzogs berief ihn nach der Lombardei. An der schwäbischen Grenze ward der einsame Wanderer von Räubern überfallen, seines Geldes beraubt und mit einem Schwert an der Stirn verwundet. Allein sein feuriger Geist trieb ihn gleichwohl vorwärts, und im Mai 1155 traf er an der Seite des Herzogs vor Rom ein. Kaiser Friedrich zog in die heilige Stadt ein; und am 19. Juli 1155 ließ sich der Papst, wenn auch nach einigem Zögern, herbei, persönlich an Gerold die Bischofsweihe zu vollziehen. So kam's, daß der letzte Bischof von Aldinburg die Weihe unmittelbar aus der Hand des Papstes selbst empfing.

Freilich war diese päpstliche Weihe nicht imstande, dem neuen Bischof ein einträgliches Bistum zu schaffen; und ein Erzbischof Hartwig ließ sich auch von einem Papst nicht ungerächt an seine Amtsbefugnisse tasten. Aber Gerold war der Mann, ebensowohl das Unangenehme, das nicht da war, zu beschaffen, als das Unangenehme, das da war, zu beseitigen.

Nachdem er sich mit Erlaubnis des Herzogs wieder

nach Schwaben begeben hatte, wo ihn seine Freunde ehrenvoll aufnahmen und einige Tage zurückhielten, zog er nach Bagrien, um sein bischöfliches Amt anzutreten. Der Empfang war kein glänzender. Die Mittel des bischöflichen Unterhalts, die er vorfand, reichten kaum für einen Monat aus. Die Brüder in Hagerestorf bewirteten ihn zwar bei seinem Ein- und Abzug, ließen es aber dabei auch bewenden. Das Gebiet der Kirche zu Bosau, die allein für den bischöflichen Unterhalt sorgte, war noch leer und unangebaut.

Hier mußte Wandel geschafft werden. Mein Gerold sah wohl ein, daß eine unerläßliche Vorbedingung dazu die Versöhnung des grollenden Erzbischofs war. Auf einer Besuchsreise in seinem Sprengel suchte er also den Erzbischof in Stade auf, erzwang sich die verweigerte Unterredung mit ihm und hatte die Genugthuung, es durchzusetzen, daß der Erzbischof nicht nur seinen Groll gegen ihn fahren ließ, sondern ihm auch in aller Bedrängnis Unterstützung versprach.

Hierauf begab sich Gerold geradewegs nach Bremen, um mit dem Herzog zusammenzutreffen und diesen für eine bessere Ausstattung des Bistums zu erwärmen. Hier war jedoch mit Sturm nichts zu gewinnen; also verlegte sich der Bischof aufs Belagern. Er begleitete den Herzog nach Braunschweig, wo er über die Weihnachtstage blieb, kehrte dann fürs erste, in Begleitung des Abts Konrad von Riddagshausen, nach Bagrien zurück und begab sich nach Aldinburg, um das Epiphaniastage am Hauptsitz des Bistums zu feiern. Die Stadt war, wie wir schon früher berichtet haben, ganz verlassen, hatte weder Mauern noch Einwohner, nur eine kleine Kapelle, die der heil. Vicelin errichtet hatte. Hier hielt Gerold in der heftigsten Kälte, unter Haufen von Schnee, das heil. Amt ab. Von den Slaven waren, außer Pribislav und einigen anderen, keine Zuhörer da. Nach einem zweitägigen Aufenthalt bei

dem gastfreien Pribislaw und nach der Zerstörung des Prove-Hains kehrten Gerold und seine Begleiter bei Theffemar ein, der seine Gäste mit großem Gepränge empfing. Indes machten diesen die Becher der Slaven nicht Lust noch Freude, weil sie die Fesseln und Marterwerkzeuge zu sehen bekamen, welche für die aus Dänemark herbeigebrachten Christen gebraucht wurden, und weil es ihnen weder durch Bitten noch mit Gewalt gelang, den unglücklichen Christenpriestern zu helfen, auf deren abgemagerten Gesichtern eine lange Gefangenschaft ihre schrecklichen Spuren eingegraben hatte.

Am folgenden Sonntag kam das ganze Volk des Landes auf dem Markt zu Lubeka zusammen. Dort fand sich auch Gerold ein und hielt an die versammelte Menge eine Anrede, in der er sie ermahnte, die Götzen aufzugeben, den einigen Gott, der im Himmel ist, zu verehren, sich taufen zu lassen und den bösen Werken zu entsagen, nämlich dem Berauben und Morden der Christen. Die Slaven klagten dagegen durch den Mund des Pribislaw ihre Not und schilderten mit lebhaften Farben, wie sie durch die unaufhörlichen Exzessionen von Seiten des Herzogs und des Grafen förmlich zur Seeräuberei gezwungen seien. Wenn ihnen die Rechte der Sachsen inbezug auf Güter und Steuern zuteil würden, dann wollten sie gerne Christen werden, Kirchen bauen und ihre Zehnten entrichten.

Darauf begab sich der Bischof zum Herzog nach Artlenburg, wohin auch die Fürsten der Slaven zum Landtag berufen waren. Und hier antwortete Niclot auf die Aufforderung des Herzogs, das Christentum anzunehmen: „Sei der Gott, der im Himmel ist, dein Gott! Und du sei unser Gott! so sind wir zufrieden. Verehere du jenen; wir werden dich verehren!“ Der Herzog verwies ihm zwar diese Lästerrede; in der Angelegenheit des Bistums aber geschah nichts.

Da begleitete Gerold den Herzog nach Braunschweig, und hier war's, wo endlich ein entscheidender Schritt zur bessern Dotierung des Aldinburger Bistums geschah. Heinrich berief den Grafen Adolf zu sich, um mit ihm über 300 Hufen zu verhandeln, welche zu den Einkünften des Bistums geschlagen werden sollten. Und der Graf überwies dem Bischof den Besitz von Cutin und Gamale nebst Zubehör, fügte zu Bosau noch die beiden Dörfer Gothesvelde (Hatzfeld) und Wobize (Wöbs), und schenkte ihm in Aldinburg eine sehr passende, am Markt belegene Besitzung. Diese Dotierung bildete den Grundstock zu dem späteren Fürstenthum Lüneburg.

Als jedoch der Bischof mit Hülfe der Colonisten die Güter vermaß, zeigte es sich, daß sämtliche Ackerländereien kaum 100 Hufen umfaßten. Graf Adolf ließ hierauf das Land nach einem kurzen, nicht landüblichen Längenmaß vermessen, berechnete auch die Moore und Holzungen wie Ackerland, und brachte auf diese Weise eine sehr große Anzahl von Hufen heraus. Der Herzog aber entschied, daß dem Bischof das Maß nach der Sitte des Landes und ohne Einrechnung von Mooren und dichten Waldungen solle gegeben werden, — eine Entscheidung freilich, die leichter gegeben als ausgeführt war.

Auf alle Fälle hatte Gerold jetzt einen festen und dauernden Besitz, und in seiner energischen Hand war Besitz gleich Macht. Er gründete Stadt und Markt Cutin und baute sich da ein Haus; er verlegte das Kloster zu Hagerestorf nach Segeberg, um an Festtagen, wenn der Bischof vor der Gemeinde erscheinen mußte, bei der Geistlichkeit Unterstützung zu finden und sein Auftreten zu einem pompösen zu machen, und baute sich zu Segeberg ein Haus. Er versuchte, freilich vergeblich, die Besitzungen von Faldera wieder mit seinem Bistum zu vereinigen; und erzielte wenigstens so viel, daß man ihm den Priester Bruno,

der unterdessen Bosau verlassen hatte, für Aldinburg überließ. Dieser hatte vorher im Traum in seinen Händen ein Salbkästchen gesehen, aus dessen Deckel ein junges, lachend grünes Reis emporwuchs, welches, allmählich zunehmend, zu einem starken Baum wurde. So trat er denn mit großem Eifer das Werk Gottes in Aldinburg an, berief das Volk der Slaven zur Gnade der Wiedergeburt, hieb die Haine nieder, hob die gottvergessenen Gebräuche auf, und erbaute die neue, prächtige Kirche, von der wir schon früher erzählt haben.

Hierauf riet Gerold dem Grafen, im Süselgau eine Kirche zu errichten; und man sandte dorthin vom Kloster zu Faldera einen Priester, Namens Deilaw, dessen Geist nach den Mühen und Gefahren der Predigt des Evangeliums dürstete. Dieser kam in eine Räuberhöhle zu den Slaven, welche am Crempinesfluß (in der Nähe von Altencrempe) wohnten. Dort war ein gewöhnlicher Schlupfwinkel von Seeräubern. Unter ihnen ließ sich der Priester nieder, in Hunger und Durst und Kleidermangel Gott dienend.

Weiterhin begab sich der Bischof mit dem Grafen nach Lütjenburg und Katekau, und bezeichnete die Plätze, auf denen Kirchen erbaut werden sollten. Auch wurde zu gleicher Zeit vom Grafen die Burg Plön wieder aufgebaut, und Stadt und Markt daselbst gegründet. An die Stelle der Slaven, die sich aus den umliegenden Orten zurückzogen, kamen Sachsen und wohnten daselbst.

Über die Thätigkeit Gerolds während der Zeit, wo Heinrich und Adolf in Italien weilten, haben wir schon berichtet.

Nach der Unterwerfung der Slaven aber im Ob-
triten- und Pommerlande ließ Herzog Heinrich sich vom Kaiser die Vollmacht erteilen, im ganzen Lande der Slaven Bistümer zu gründen, zu verleihen und zu bestätigen. Darum berief er neben den Bischöfen von Rakeburg

und Mecklenburg auch Herrn Gerold zu sich, um von ihm ihre Würde in Empfang zu nehmen und ihm den Vasalleneid zu leisten, wie man denselben sonst dem Kaiser zu leisten pflegte. Die Bischöfe machten süße Miene zum sauern Spiel und fügten sich einer Notwendigkeit, die wenigstens der bischöflichen Kasse zu gut kam. Denn der Herzog verlieh ihnen Gnadenbriefe inbezug auf die Besitzungen, Einkünfte und Gerichte; und schrieb den noch übrigen Slaven dieselben Abgaben an den Bischof vor, welche bei den Polen und Pommern verlangt wurden, nämlich von jedem Pflug 3 Himten Weizen und 12 Stück gangbare Münzen. („Der Scheffel aber heißt bei den Slaven Curitce“). Die Zehnten vom Lande der Slaven nahmen zu durch die deutschen Einwanderer. Nur mit den Holsaten, die sich in Wagrien angesiedelt hatten, setzte es unüberwindliche Schwierigkeiten. Diese weigerten sich nämlich hartnäckig, den vorgeschriebenen Zehnten zu entrichten, indem sie behaupteten, von ihrem Geburtsland her nur zu 6 kleinen Maßen für jeden Pflug verpflichtet zu sein. Die Bemühungen des Bischofs blieben vergeblich; ebenso die Straandrohungen des Grafen. Die Holsaten erklärten, lieber ihre Häuser mit eigener Hand anzünden und das Land verlassen zu wollen, als ihren Nacken unter ein solches Sklavenjoch zu beugen. Und als der Herzog endlich sich der Sache annahm, erklärten sie sich allerdings bereit, dem Bischof von jeder Hufe 6 Himten Weizen und 8 Himten Hafer zu entrichten, wenn ihnen durch Brief und Siegel des Herzogs und Bischofs bekräftigt würde, daß weder sie noch ihre Nachkommen jemals mehr zu leisten haben sollten. Als aber die Notare für Aufstellung der Urkunden die gewöhnliche Mark Goldes verlangten, scheiterte hieran das ganze Geschäft, und einer Wiederaufnahme desselben trat der schnelle Tod des Bischofs, sowie die drohende Kriegsgefahr in den Weg.

Kurz vor Gerolds Tode erfolgte auf seine Bitte durch den Herzog die Verlegung des Bischof= sitzes von Aldinburg nach Lubeka, weil diese Stadt volkreicher, fester und überhaupt in jeder Beziehung gelegener wäre. Der Herzog bestimmte Klosterplätze und einen Ort, an welchem unter dem Titel einer Hauptkirche ein Bethaus errichtet werden sollte. Herzog und Bischof stifteten gemeinsam 12 Pfründen für Geistliche, welche nach kanonischer Weise leben sollten, und eine 13. Pfründe für den Propsten. Der Bischof gab zum Unterhalt der Priester und Brüder bestimmte Zehnten und einen Teil der slavischen Einkünfte ab; Graf Adolf und Herzog Heinrich bezeichneten geeignete Dörfer bei Lubeka zu dem gleichen Zweck und der Herzog gab außerdem vom Zoll für jeden Bruder 2 Mark lübisch und anderes mehr.

Es war in demselben Jahr 1163, daß Gerold nach dem Osterfest erkrankte. Bis zum 1. Juli hütete er das Schmerzenslager. Für kurze Zeit genesen, reiste er nach Stade zum Erzbischof und Herzog. Und als er wieder zurückgekehrt war, folgte ihm der Erzbischof nach Lubeka. Dieser weihte im Vorbeikommen die Kirche zu Faldera, indem er zugleich dem Ort den Namen Neumünster gab, kehrte hierauf in Segeberg beim Grafen Adolf ein, und weihte schließlich, vom Herzog und Bischof mit großem Gepränge empfangen, die Domkirche in Lubeka, bei welcher Gelegenheit sowohl der Bischof wie der Graf und Herzog reiche Güter, Renten und Zehnten zum Besten der Geistlichkeit stifteten.

Raum war diese Feier beendet, so trat Gerold, im Gefühl, daß seine Schmerzen mit erneuter Heftigkeit wiederkehrten, eine Firmungsreise durch alle Kirchen seines Sprengels an, ohne hiebei von irgend Jemand einen Geldbeitrag zu verlangen. In Plön untersagte er bei Strafe des Bannfluchs den Sonntags=

Magdalena, Dienstag den 22. Juli 1227, zur Schlacht zwischen der vereinigten deutschen Kriegsmacht und dem Dänenheer Waldemars. Schon begannen, von der Hitze ermüdet und von der entgegenstehenden Sonne geblendet, die Deutschen zu weichen. Da war es Adolf IV., der die wankende Schlachtklinie durch seinen persönlichen Mut und sein Feldherrngeschick wieder zum Stehen brachte. Eine Wolke bedeckte die Sonne; die Dänen wurden zurückgedrängt und lösten sich bald in wilder Flucht auf; König Waldemar verlor ein Auge und wurde nur durch die Treue eines deutschen Ritters gerettet, der ihn vor sich auf sein Pferd hob und in Sicherheit brachte.

„Also wurden des Tages die Lande gelöst von der Dänen Gewalt, daß sie alle Gott gaben Lob und Ehre.“ Die dänische Übermacht war gebrochen, der Alleinherrschaft Waldemars auf der Ostsee ein Ende gemacht, Nordalbingien und die Südküste der Ostsee wieder deutsch. Oldenburg war wieder eine deutsche Stadt.

Die Folge der Schlacht bei Bornhöved war ein mächtiger Aufschwung des deutschen Elements in diesen Gebieten und von hier aus im Osten und Norden von Europa. Und wenn je ein günstiger Zeitpunkt gekommen, um unsere Stadt zur Wiedergewinnung vergangener Größe auf den Plan zu rufen, so war es dieser. Leider war Oldenburg durch die erlittenen Drangsale der verflossenen Jahrzehnte zu sehr erschöpft, um den günstigen Zeitpunkt ausnützen zu können; und so trat von jetzt an Lübeck in die Stelle, die einst Oldenburg mit hohen Ehren eingenommen.

2. Oldenburg wird mit dem Lübischen Recht begnadet.

Acht Jahre waren seit der ruhmreichen Schlacht bei Bornhöved verflossen. Die Zustände in Oldenburg hatten sich sichtlich gehoben. Über den Trümmerhaufen

